



LAND
TIROL

Panoptica

frauen.kultur.tirol
2020



INHALT

VORWORT

Landesrätin Dr. Beate Palfrader Seite 3

EINLEITUNG

Petra Streng Seite 5

KUNST

May Hofer – ein farbenreiches Leben Seite 6
Sylvia Hofer

Wien, Wien nur du allein oder was es heißen kann, den Inn gegen die Donau zu tauschen Seite 12
Claudia Schneider

Blicke – Worte – Taten – Kunstvermittlung aus weiblicher Sicht Seite 18
Simone Gasser

Frauen im Augustinermuseum Rattenberg Seite 24
Barbara Randolph

KULTUR

Laura Weidacher – Porträt einer ungewöhnlichen Künstlerin Seite 30
Christine Riccabona und Verena Zankl

Die ganze Welt ist Theater! Theater, Theater – die Bretter , die die Welt bedeuten? Seite 36
Michaela Hutz

KALEIDOSKOP

Kann, muss, darf Jagd weiblich sein? Seite 44
Andrea Aschauer

Interview mit Frau Prof. Högl: Schlafes Schwester Seite 50
Renate Linser-Sachers

Auf'nånd schaugen – Frauennetzwerke in Südtirol Seite 56
Sabine Geiger

Die Geschichte der häuslichen Erwerbstätigkeit – Heimarbeit – damals und heute Seite 62
Andrea Pancheri

KALEIDOSKOP ... DES MANNES

Die erste Sirene – Biografische Erinnerungen Seite 66
Gunter Bakay

Autorinnen und Autoren Seite 72

VORWORT

Die vielfältigen Leistungen von Frauen im Kunst- und Kulturbereich sichtbar zu machen und ihre öffentliche Wahrnehmung zu stärken – mit dieser Intention wurde Panoptica vor mittlerweile acht Jahren ins Leben gerufen. Zwar hat sich vieles zum Positiven gewandelt, aber Chancengerechtigkeit ist nach wie vor keine Selbstverständlichkeit, sondern muss immer wieder aufs Neue eingemahnt und verteidigt werden.

Die aktuelle Ausgabe der Panoptica 2020 zeigt in vielen Facetten, wie Frauen leben und arbeiten und welchen Beitrag sie für das Kunst- und Kulturleben in Tirol und darüber hinaus leisten. Es sind ganz individuelle Perspektiven und Formen, mit dem Leben (und auch mit der Arbeit) umzugehen. Familie, Haushalt und Erwerb sind nicht immer einfach zu bewerkstelligen. Und so manches persönliche Interesse wird hintangestellt. Doch von der Lebendigkeit der Frauenkulturen zeugen die Artikel, die die Bandbreite von Frausein widerspiegeln. Egal ob auf der Bühne, hinter den Kulissen oder in der stetigen Auseinandersetzung mit dem Alltag – Tirol ist stolz auf die vielfältigen Frauenaktivitäten! Es liegt in der Natur der Sache, dass manche still und andere öffentlichkeitswirksam agieren. Doch allen Frauen ist gemein: Sie suchen ihren Weg und erbringen unverzichtbare Leistungen für die Gesellschaft.

Panoptica weckt ein Bewusstsein dafür, wie sehr das Kunst- und Kulturleben in Tirol von Frauen geprägt ist und stärkt weibliche Netzwerke – in Tirol und durch die Einbindung Südtirols auch über die Landesgrenzen hinweg. Vernetzung verleiht der kulturpolitischen Arbeit von Frauen das nötige Gewicht, ermöglicht Ermächtigung und Austausch und trägt dazu bei, eine Symmetrie der Geschlechter Wirklichkeit werden zu lassen. Vielfältig, qualitativ und überraschend – so zeigt sich Panoptica auch in der vorliegenden 8. Ausgabe. Mein Dank gilt Petra



Foto: © Tanja Cammerlander

Streng, die wieder für eine spannende Themenauswahl gesorgt hat und als Chefredakteurin für Panoptica verantwortlich zeichnet. Ebenso danke ich den Autorinnen und dem Autor für ihre Beiträge sowie allen Frauen, die mit ihrem Können und ihrem Engagement die Tiroler Kunst- und Kulturszene bereichern. Ich wünsche den Leserinnen und Lesern eine interessante Lektüre und neue Einblicke in die (weiblichen) Tiroler Lebenslandschaften!

Dr.ⁱⁿ Beate Palfrader
Landesrätin für Bildung, Kultur, Arbeit
und Wohnen

EINLEITUNG



Weibliche Schutzfigur aus dem Amazonas-Gebiet aus Peru und weibliche Marionetten-Figur aus Myanmar

Die Ausgabe der Panoptica 2020 beweist wiederum, dass weibliche Lebenswelten, der Umgang mit Kunst und Kultur, der Arbeit und dem Alltag reichhaltige Themenkomplexe bieten. Das entspricht auch der alten Redewendung „etwas ist recht und billig“, es ist angemessen. Denn man darf nicht vergessen, dass erst im 18. Jahrhundert billig als wohlfeil verwendet wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt galt billig als Synonym für recht (rechters). Die einzelnen Beiträge der Panoptica sind also absolut angemessen der doch unterschiedlichen Lebenswelten von Frauen. Es kommen unterschiedliche Blickweisen zutage, historische Rückblicke und aktuelle Befindlichkeiten.

Frauen leben vielleicht manchmal anders – doch sie sind in den gesellschaftlichen Kontext eingebunden, zum Teil auch in Schemata gepresst, die nicht viel Freiraum zulassen. Doch Frauen holen sich ihren Freiraum, stetig, hoffnungsvoll, energiegeladen, wenn auch so manche Barrieren Stolpersteine darstellen.

Was verbindet eine Forscherin mit einer Jägerin, was ist der Konnex zwischen Netzwerkerin und Künstlerin und wie werden Frauen auch dargestellt? Fragen und Antworten, die sich in den einzelnen Beiträgen wiederfinden, wenn auch die Spurensuche zum Nachdenken anregt. Wir leben auf einer Bühne, ob wir es nun wollen oder nicht. Welche Funktion nun die einzelne Frau innehat, ist individuell. Den Charme einer Schauspielerin im grellen Licht der Öffentlichkeit hat auch eine Regisseurin oder Kulissenschieberin. Künstlerinnen fassen ihre Impressionen in Musik, in Worten oder Bildern. Auch das Erforschen, die wissenschaftliche Bearbeitung und das Analysieren zeigen anhand der Beiträge weibliche Zugangsweisen.

Die einzelnen Artikel der Panoptica sind dementsprechend bunt und subjektiv gehalten. Und das ist auch gut so. Lassen wir der Vielfalt Freiraum, schauen wir auch einmal nach links und rechts und versuchen auch männliche Positionen zu verstehen.

Die emanzipatorisch-feministische Ausrichtung des Slogans und Redewendung „Eine Frau ohne Mann ist wie ein Fisch ohne Fahrrad“ ist klar erkennbar. Doch Sprichwörter sind nicht selten einseitig und realitätsfremd. Frauen behaupten sich – und dies beweisen alle Autorinnen (bzw. Interviewpartner) dieser Ausgabe, nebst Autor, der neben dem Weib' auch sich zu ergründen sucht. Danke an alle Beteiligten und viel Vergnügen beim Lesen.

Petra Streng
Redaktion

IMPRESSUM

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
© Amt der Tiroler Landesregierung
Für den Inhalt verantwortlich: HR Dr. Thomas Juen, Abteilung Kultur,
Michael-Gaismair-Straße 1, 6020 Innsbruck, email: kultur@tirol.gv.at
Redaktion: Dr. Petra Streng
Druck- und Gesamtherstellung: Alpina Druck, Innsbruck
Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

MAY HOFER

Ein farbenreiches Leben

Sylvia Hofer



Tabernakeltüre mit Pelikan, 1973, Email Limoges, Kapelle Jesuheim, Girlan

Foto: Privat

Meine Großmutter war eine lebhafteste Frau, so jemand, die immer in Bewegung sein muss – sowohl geistig als auch physisch. Sie konnte nie einfach nur dasitzen, etwas musste sie immer tun, etwas schaffen. Dazu kam ihr majestätisches Auftreten, die vornehme Eleganz. Sie war nie nur angezogen, sondern ihr ganzes Äußeres war von Kopf bis Fuß harmonisch abgestimmt in Stil und Farbe. Eine kleine, energische Person, die bis ins hohe Alter modebewusste Finesse mit Extravaganz verbunden hat und auch damit ihr durch und durch künstlerisches Naturell zum Ausdruck brachte.

In der kleinen galizischen Industriestadt Chybi bei Krakau, damals zur Donaumonarchie gehörend, wurde meine Großmutter am 8. September 1896 als Maria Ottawa geboren. Ihr Vater ist der Leiter der k. u. k. Zuckerfabrik und Bürgermeister von Chybi, der seiner Tochter eine Weltreise verspricht, sobald sie größer ist. Als Maria elf Jahre alt ist, stirbt er. Es folgt eine unruhige Wanderschaft, denn die Mutter entschließt sich, zunächst nach Mähren, zu Verwandten, und dann nach Pola (heutiges Pula in Kroatien) zu ziehen, wo die Brüder der Mutter als Marineoffiziere stationiert sind. Hier erlebt sie die Eleganz des Kaiserreiches der letzten Jahre, die sie bis an ihr Lebensende prägen wird.

Da sie immer auf eigenen Beinen stehen will und erfüllt ist vom Drang, selbst etwas zu schaffen, übersiedelt Maria während des Ersten Weltkrieges nach Wien, inskribiert an der Kunstgewerbeschule (später Akademie für angewandte Kunst) und belegt die Klassen für Textil bei Rosalie Rothansl, Email bei Adele von Starke und Modezeichnen bei Eduard Wimmer-Wisgrill.

Trotz des Krieges bleibt die Kunstszene in Wien lebendig und Maria begegnet Künstlern der Sezession wie Josef Hoffmann oder Koloman Moser und dessen Meisterschüler Anton Hofer, einem Multitalent in Architektur, Malerei und Grafik. 1919 heiraten sie und nachdem Anton Hofer eine Professur an der Akademie für angewandte Kunst ablehnt, folgt Maria ihrem Mann schweren Herzens nach Bozen. Sie wäre viel lieber in einer Großstadt geblieben. Die provinzielle Enge und das traditionelle Kunstverständnis in Südtirol erlebt sie Zeit ihres Lebens als bedrückend.



May und Anton Hofer, 1919

Foto: Privat

„Südtirol war für mich ein völliges Neuland. Es war eine Wüste um mich herum, und ich war ganz auf mich allein angewiesen. Es war eine schwierige Zeit, und ich habe mich erst mühsam eingewöhnen müssen“, wird sie später sagen.

Maria legt sich den Künstlernamen May zu und zusammen mit ihrem Mann Anton nehmen sie an Wettbewerben, internationalen Ausstellungen und den Handwerksmessen in Paris, Florenz und München teil, die die einzige Möglichkeit darstellen, in der europäischen Szene aufzutreten und wofür sie viele Anerkennungsdiplome und Preise bekommen.

Mit der befreundeten Familie Valier beschließen sie 1931, eine Pension an der Adria zu eröffnen. Die Pension „Belvedere“ ist weit und breit das einzige Hotel in dem kleinen Fischerdorf Miramare bei Rimini, ein schlichter Bau, zu dem Anton Hofer die Pläne erstellt. Die künstlerischen Aktivitäten verlagert May, inspiriert vom Meer und der Umgebung, in das Bemalen

von Bastmatten mit Temperafarben und aus den selbst gesammelten Muscheln stellt sie collagenartige Bilder zusammen, mit denen sie die Wände der Pension schmückt.

Ihr Sohn Arno (1923-2017) erlebt zusammen mit Willy (dem späteren Künstler) und Kurt Valier wunderbare Sommer der Freiheit am Meer. Durch den Zweiten Weltkrieg wird das Hotel 1942 geräumt und geschlossen, jedoch von 1946 bis 1962 wiedereröffnet.

Immer bereit, Neues zu wagen, kehrt May Hofer nach dem Zweiten Weltkrieg als Gasthörerin an die Akademie für angewandte Kunst nach Wien zurück. Dort besucht sie die Klasse für Email bei Professor Nedbal und lernt bei dessen Frau Marika Nedbal-Dolnizka, einer Ukrainerin, die Technik des russischen Netzemails. Nach der endgültigen Schließung des Hotels (1962) verschafft sie sich den Freiraum für ihre eigentliche Leidenschaft, die Kunst, und nach ihrer Rückkehr nach Bozen bezieht May Hofer das helle, inspirierende Atelier von Sophie und Emanuel Fohn in der Leonardo-da-Vinci-Straße, in dem vorher bereits die Gebrüder Stolz arbeiteten.

May Hofer wird künftig ihr künstlerisches Talent mit zwei sehr unterschiedlichen Materialien zum Ausdruck bringen: Stoff und Email. Die weichen Stoffapplikationen setzt sie so zusammen, dass teilweise sehr große Paneaus entstehen. Die wie ein Mosaik aus übereinander gelegten Stoffstücke fügen sich Schicht für Schicht zu einem Bildteppich zusammen. Das Email, bei dem das Rohmaterial aus einem matten Pulver besteht, wird zu einer schimmernden, glasähnlichen Substanz gebrannt; das Pulver wird entweder auf statisches Kupfer oder auf ein biegsames filigranes Netz auf-



Modezeichnung, 1918, Wien

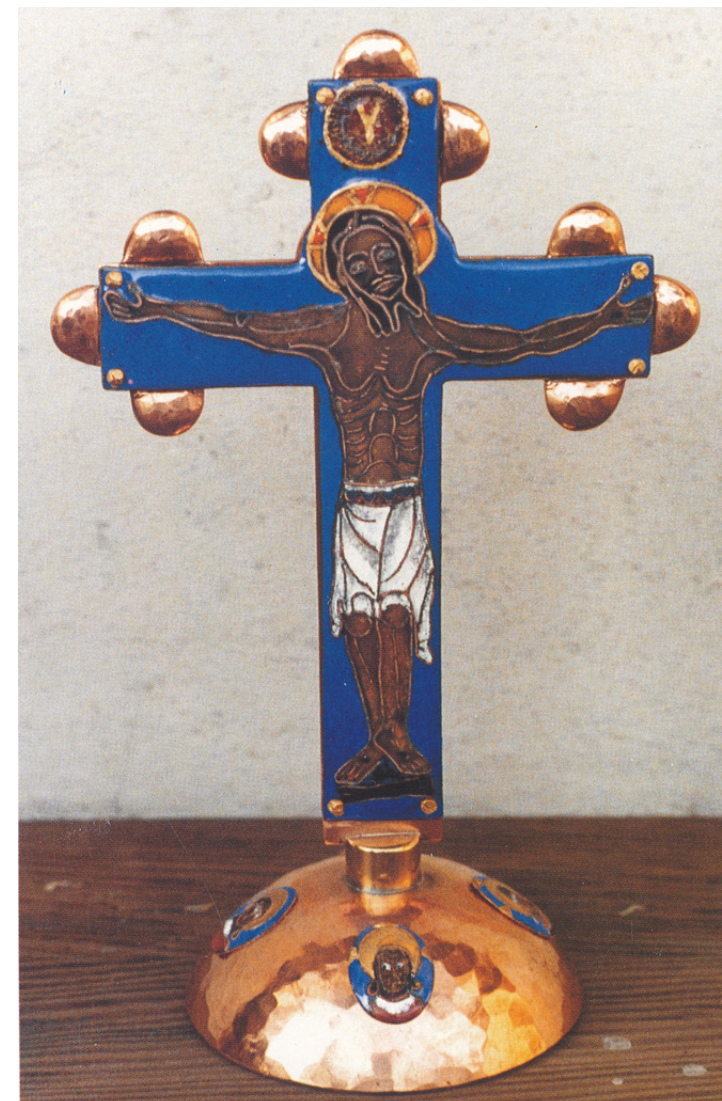
Foto: Privat

getragen, dem vor dem Brennen die gewünschte Form gegeben wird. Letztere Technik ist das inzwischen in Vergessenheit geratene Netzemail. Sowohl die Bildteppiche als auch die Kompositionen in Limoges-, Cloisonné- und Netzemail sind Eruptionen voller Farben, temperamentvoll, leidenschaftlich, sehnsuchtsvoll.

May Hofers Arbeiten sind geprägt vom östlichen Kulturraum, den slawischen Volksweisheiten, den archaischen Mythen, wobei die Motive so vielfältig



Aus dem Zyklus "Die Erschaffung der Welt, 5. Tag", 1969, Stoffapplikation, Österreichisches Museum für angewandte Kunst, Wien Foto: Privat



Altarkreuz, 1975, Email Cloisonné, Kapelle im Schwesternheim in Völs am Schlern Foto: Privat

wie ihre Farben sind: Kindheitserinnerungen von alten Städtchen mit wind-schiefen Häusern, Blumen, Tiere, Engel, die Sonne oder religiöse Themen, ganz gleich ob Buddha, der gute Hirte oder eine Pietà. Mit ihren Werken verzaubert sie die Betrachtenden, lädt ein zum Verweilen und Begutachten der Details und zieht sie in ihren Bann.

Ab 1964 nimmt die Künstlerin an zahlreichen Ausstellungen in Italien und im Ausland teil. Vor allem ihre Paneele aus Stoffmosaik lösen große Bewunderung aus: „Dorf meiner Heimat“ (1950), das an ihren Geburtsort erinnert; „Hahn kündigt den Morgen an“ (1961) und die „Versunkene Stadt“ (1968), das von der Bozner Sparkasse erworben wird. Das Wiener Museum für angewandte Kunst kauft ihren „Schöpfungszyklus“, ein textiles Mosaik in drei Abschnitten von jeweils 65 x 65 cm (1969).

Später entstehen in Email die Tabernakel für das Jesuheim in Giran und das Altenheim in Kastelruth, für das sie auch eine Pietà schuf, sowie das Emailbild „Der gute Hirte“ für das Völser Schwesternheim. Ihre späten Bildteppiche „Der Fund der Dame von Elche“ (1990), „Die Königin von Saba“ (1990) und „Der Turm von Babel“ (1995) finden große Beachtung.

May Hofer wird mit ihren Arbeiten und Ausstellungen zur Grande Dame der Südtiroler Kunstszene. Sie ist mit den Künstlern Markus Vallazza und Gott-hard Bonell eng befreundet, mit der Bildhauerin Sieglinde Tatz-Borgogno entstehen gemeinsame Arbeiten. In ihrer Wohnung empfängt sie als begnadete Gastgeberin Jung und Alt aus dem Kulturmilieu.

Am 8. Juli 1988 wird ihr als 92-Jährige das Ehrenkreuz der Republik Österreich für ihre Verdienste im Bereich



Der gute Hirte, 1975, Netzemail, Kapelle im Schwesternheim in Völs am Schlern
Foto: Privat



Hochzeitsanzeige May und Anton Hofer, 1919, Entwurf Anton Hofer
Foto: Privat

der Wissenschaft und der Kunst verliehen. In ihrer Dankesrede sagt sie: „Dass Österreich, mein Heimatland, mir diese Ehrung zukommen lässt, erfüllt mich mit großer Freude. Auch danke ich Bozen und Südtirol, dass es mich angenommen und gefördert hat. Ich habe in meinem Alter viele Kreuze zu tragen. Das Kreuz, das ich heute angeheftet bekam, ist dabei ganz etwas Besonderes.“

Trotz des Verlustes ihres Augenlichts in den letzten Jahren ihres Lebens arbeitet sie mithilfe ihrer Assistentin Martina Varesco unermüdlich weiter. „Weißt du, heute Nacht, als ich nicht schlafen konnte, habe ich in Gedanken wieder einen neuen Bildteppich entworfen“, erzählt sie mir wenige Wochen vor ihrem Tod. Sie ist wohl das beste Beispiel dafür, wie jung ein Mensch mit über hundert Jahren sein kann.

Ihr Leben war geprägt durch die bewegte Geschichte Europas des 20. Jahrhunderts, sie war ein Kind ihrer Zeit, das drei Jahrhunderte erlebte – eine außergewöhnliche Frau und Künstlerin in jedem Sinne.

May Hofer starb am 3. Mai 2000 in Bozen im Alter von 103 Jahren.



Die letzte Gaslaterne, 1992, textile Applikation

Foto: Privat

WIEN, WIEN NUR DU ALLEIN ODER WAS ES HEISSEN KANN, DEN INN GEGEN DIE DONAU ZU TAUSCHEN.

Claudia Schneider



Foto: Claudia Schneider

Den Inn gegen die Donau zu tauschen heißt auch, Berge gegen Flachland, Bier gegen Wein, „Woss?“ gegen „Wie bitte?“ auszuwechseln. Es werden schneereiche Winter gegen heiße Sommer getauscht: Statt am Wochenende mit der Rodel auf den Berg, nach der Arbeit mit dem Rad an die Donau. Bald ist es zehn Jahre her, seit ich aus Innsbruck nach Wien gezogen bin, ich bin somit als Exiltirolerin Expertin auf diesem Gebiet.

Als Jugendliche fand ich es immer relativ unnötig, ja fast lächerlich, wenn die „Großen“ zum Studieren nach Wien gingen, um dort dann mit denselben FreundInnen in einer Wohngemeinschaft zu leben wie die Jahre davor und sich auch sonst mit fast ausschließlich altbekannten Gesichtern zu umgeben, sprich: Einfach nur die Stadt zu wechseln, nicht das Umfeld, sich aber dennoch von da an als Großstadtmensch zu fühlen. Deshalb wollte ich das nie. Die Pläne meiner FreundInnen, mich miteinberechnet, nach der Matura nach Wien zu gehen und eine Wohngemeinschaft zu gründen (die gefühlt millionste Tiroler WG in Wien), ließ mich dementsprechend kalt, was nicht an den FreundInnen lag oder daran, dass ich Wien nicht gemocht hätte. Sondern, ich wollte erstens: nicht weg aus dem überschaubaren Innsbruck, und zweitens: wenn, dann richtig – also weiter weg, zumindest dorthin, wo ich wirklich nicht sehr viele kenne. Aber dann ist das passiert, was immer passiert: Es kam alles anders als gedacht, und das ist gut so. Plötzlich fand ich mich nach der Matura und dem ersten Studienjahr in Innsbruck, in Wien wieder.

Es gibt viele Gründe in die Hauptstadt zu ziehen, aber, so scheint es, nur zwei Varianten, wie sich TirolerInnen zu Wien verhalten: Die Einen finden die Stadt unmöglich, viel zu groß, die WienerInnen überheblich und unfreundlich, viel zu wenig naturverbunden, und dann noch diese schrecklichen Winter – statt zauberhaften Schnee am Berghang, graue Kälte in den Häuserschluchten ... Und ja: Der Wiener-Winter bleibt eine Herausforderung, auch nach Jahren noch ...

Die Anderen sind fasziniert von der Größe der Stadt, sehen die Möglichkeiten des Lebens in einer Metropole, doch können nie so ganz glauben, dass man sich in dieser Stadt tatsächlich richtig zuhause füh-

len kann, so wie in den Bergen. Sie sind beeindruckt von den prunkvollen Fassaden der Häuser und die Fassaden der kunstvoll geschminkten Menschen – übrigens wird beides davon durch Facharbeit erschaffen und muss instandgehalten werden und beides dient als Aushängeschild.

Bei den TirolerInnen, die nun den Schritt wagen in die Hauptstadt zu übersiedeln, gibt es ebenso nur zwei Varianten: Sie lieben es oder sie können sich ganz und gar nicht einleben, fühlen sich unwohl, wollen zurück. Beides gibt es häufig. Um es anders auszudrücken: Wäre ich Spediteurin, würde ich mich allein auf Übersiedlungen von Tirol nach Wien – und eben auch wieder zurück spezialisieren. Wer schon nach fünf Monaten wieder zurück will, bekäme 15 % Rabatt, wer die Firma weiter empfiehlt, sogar 20 %.

Die, die bleiben fügen sich sehr gut ein in den Flickenteppich der Wiener Kunst und Kulturszene von der auch ich irgendwie ein Teil bin. Gerade in der Kunst und Kulturszene tönen gefühlt überall die starken „K“ und „Sch“ Laute des Berglandes von den Wänden, Fassaden oder Bühnenbildern wider. Ich will an dieser Stelle keine Aufzählung von berühmten, erfolgreichen TirolerInnen einfügen, auch wenn es genügend Beispiele von KünstlerInnen gibt, die das geschützte Tal, die bergige Landschaft gegen das flachere Donaugebiet ausgetauscht haben. Fast scheint es, als würden sich auch hier die Gegensätze anziehen: Die als raunzend und sudern verschrienen WienerInnen verlangen geradezu nach den als dickköpfig und eigenbrötlerisch geltenden TirolerInnen und umgekehrt. Nur durch das Gegenüber wird Identität geschaffen. Das Wienerische, und hier lehne ich mich weit aus dem dreiflügeligen

Holzfenster des Gründerzeithauses in dem ich lebe, konnte nur dieses genuin Wienerische werden, weil es von den aus allen Ecken der Welt in Wien zusammenkommenden und nach einer „Heimat“ Suchenden imaginiert, zugleich erschaffen und durch ständige Wiederholung auch aufrechterhalten wurde. Wien ist nun mal das, was daraus gemacht wird.

Jede Stadt hat ihre Verhaltenscodes – ohne diese zu kennen, ist man OutsiderIn. Wer in Innsbruck zu viel Siezt, gilt schnell als abgehoben, wer in Wien zu wenig Siezt, gilt als unhöflich oder Landei. Übrigens gelten Bergjacke und -schuhe in Wien nicht als normales Stadtoutfit.

Es gibt aber auch Gemeinsamkeiten. Als TirolerIn ist man quasi naturgemäß an Tourismus gewöhnt. Auch, wer keine Gästezimmer, Ski, Rodeln

oder mehr verleiht, ja, sogar ohne Bergführerlizenz kennt man sich also TirolerIn irgendwie notgedrungen mit Touristen aus. Das war für mich als Innsbruckerin ein Faktor, der mir das Eingewöhnen in Wien leichter machte: denn, auch die Altstadt in Innsbruck hat nicht weniger TouristInnen die sich durch die Gässchen schieben, als der erste Bezirk.

Gäbe es da nur nicht diese Sprachbarriere ... Waaaaas und Wiiiie Bitte? Wer nicht sofort verstanden wird, ist kurz verunsichert, ob durch die Entwurzelung einem auf kurz oder lang die eigene Sprache abhanden gekommen ist. Deutlich wie nie wird einem die eigene Dialekt-Einfärbung der Sprache vor Augen geführt. Ob man sich darauf in Schweigen hüllt, die Flucht ergreift oder die Frage als Aufforderung versteht, die eigene Lebensgeschichte zu erzählen, ist charakterabhängig. Da quasi die ganze Filmbranche Österreichs in Wien angesiedelt ist, die großen Medien ebenso, sind alle ÖsterreicherInnen, woher sie auch kommen mögen, mehr oder minder an den Wiener Dialekt gewöhnt. Zumindest in diese Richtung gibt es keine großen Verständnisschwierigkeiten. Von Wortspielereien einmal abgesehen.



Foto: Tillman Schneider



Foto: Claudia Schneider

Nebenbei bemerkt bin ich froh in dieses Café gefunden zu haben. Denn mit der Orientierung ist das so eine Sache. Es ist gar nicht so leicht, sich als Innsbruckerin in Wien zu orientieren. Warum? Weil wir es von Kinderschuhen an gewöhnt sind zu wissen, wo Norden ist, denn dafür hat man ja die Nordkette. Dementsprechend leicht ist es auch die andren Himmelsrichtungen zwar nicht präzise, aber ausreichend nachvollziehen zu können. Wie, frage ich also in die Runde, wie, ja wie nur, soll das denn in Wien klappen, wo sie hier einfach – ob aus Platzgründen, weil sie vergessen wurde, oder aus Bosheit – keine Nordkette hingestellt haben. Vollkommen verloren und dann noch mit soviel mehr Stadt um sich herum, muss erst einmal gelernt werden, sich zurechtzufinden. Und gleich eine Klarstellung: Der U-bahnplan ist nicht als geographischer Orientierungsplan gedacht und funktioniert dafür auch ganz und gar nicht. Also müssen, so ganz ohne Nordkette, Strategien entwickelt werden. Sich an auffälligen Kirchtürmen orientieren? Funktioniert nicht. Denn Wien hat zwar keine Berge, aber Berg- und Bergsteigergassen, die zwar niemals ihren Namen gerecht werden, aber dennoch ein tatsächliches Gefälle beschreiben, sprich: Wien ist hügelig und somit sind wenig, bis keine Punkte von überall sichtbar. Zweite Möglichkeit: sich vollends auf Navi-Künste und Akkulaufzeit des Smartphones verlassen. Das war und ist für mich keine Option, weil ich es wichtig finde, mich in meiner Umgebung auszukennen und zumindest ungefähr zu wissen, wo ich mich geographisch aufhalte. Wie oft ich zu spät gekommen bin, weil ich zwar schon in der Querstraße des Treffpunkts war, aber dann in die falsche Richtung losgesteuert bin, weil ich die Reihenfolgen von Nebenstraßen noch immer verwechsle; Wie oft meine Lauferkundungen um einiges



Foto: Tillman Schneider

länger wurden, darüber möchte ich hier lieber nicht schreiben. Ebenso wenig über die unverständliche Vorliebe der Wiener für Einbahnen oder davon wie erstaunlich lange man herumkurven muss, wenn man nur ein einziges Mal das Abbiegen verpasst hat. Denn das ist eine der Wien-Erfahrungen, die man bei einem Besuch mit Auto sowieso nicht „umfahren“ kann. Insgesamt ist es bei mir besser geworden und ich würde trotzdem kein Geld darauf verwetten, dass ich es in diesem Leben noch schaffen werde, mich selbst sicher durch gewisse Winkel des ersten Bezirks zu navigieren, denn immer noch erwische ich mich, wie ich manchmal freudig überrascht feststelle, dass ich tatsächlich ohne Umwege zum Ziel gelange. Das Problem hierbei: Jedesmal vorher nachzusehen kratzt zu sehr an meinem Tiroler Stolz und durch ein Nachfragen unfreundlich angeschnauzt werden, genauso. Das ist jedoch Geschmackssache. Und der Geschmack ist es auch, der ein wichtiger Wohlfühl-Indikator ist.

Apropos Geschmack. Die Wiener Küche ist nicht nur österreichischer Sozial-Kleber, sondern relativ hoch angesehen- relativ deshalb, weil ich denke, dass vor allem die WienerInnen selbst sie hoch schätzen- und naja objektiv ist das nicht ganz. Sieht man sie nüchtern an – ja das ist ein Wortspiel – steht fest: die Wiener Küche ist vielseitig. Es gibt Fleisch, es gibt Fleischlos, es gibt süße, sogenannte Mehlspeisen, es gibt einfach und sehr kompliziert. Gerade die Klassiker sind höchstens nicht unbedingt *Superfood*. Wienerschnitzel, Sachertorte, Apfelstrudel. Immerhin besteht letzterer zum Großteil aus Obst (gut schmecken tut er wegen viel Butter und Semmelbrösel, aber egal). Von diesen Klassikern der Wiener Küche, ist der Apfelstrudel so etwas, wie die *healthy soulution*, das Menue III in der Kantine. Die Marillenmarmelade, zwischen den Schoko-Boden teilen und unter der Glasur der Sachertorte, kann trotz Wachauer-Marillen nicht als gesund gelten, tut mir leid. Eben sowenig, wie die Preiselbeeren,

die so gut zum Wienerschnitzel passen. Hier ein wichtiger Punkt für alle TirolerInnen, die in Wien ein Schnitzel bestellen: Preiselbeeren muss man leider immer extra bestellen (oft auch bezahlen) ...

Ob letztendlich das alte Siczynski-Lied mit dem klingenden Refrain „Wien, Wien nur du allein, sollst stets die Stadt meiner Träume sein.“ oder doch Falcos „Wien, nur Wien du kennst mich up kennst mich down. Du kennst mich. Nur Wien, nur Wien du nur allein ...“ besser zur Stadt passt, muss wohl jede/r für sich entscheiden.

Aber, Wien lass dir eines gesagt sein: Ich kenne dich auch up und down, also pass auf, denn: ich bleib jedenfalls hier.



Foto: Tillman Schneider

BLICKE – WORTE – TATEN

Kunstvermittlung aus weiblicher Sicht

Simone Gasser



Familiensonntag zur "Auswahl 15" im Aargauer Kunsthaut
Foto: ullmann.photography

Seit einigen Jahren präsentiert das Frauenkulturmagazin „Panoptica“ inhaltlich gesehen eine große Vielfalt an Beiträgen von und über Frauen im Kunst- und Kulturbereich der gesamten Euregio (Europaregion Tirol – Südtirol – Trentino).

In der aktuellen Ausgabe darf ein Blick auf die „Kunstvermittlung aus weiblicher Sicht“ geworfen werden, in Worte gekleidet und wenn möglich zu Taten auf-fordernd.

Der Bereich der Kunstvermittlung sollte auch den Bereich der Kulturvermittlung miteinbeziehen, da die Vermittlung, abgesehen von den speziellen „Kunstmuseen“ in unserer Europaregion, meist in kleineren und kulturgeschichtlichen Museen, oder, wohl auch dem Tourismus geschuldet, durch Stadt-, Orts- und Regionsführungen, stattfindet. Wird nun recherchiert und die breite Angebotspalette der einzelnen Institutionen durchforstet, so ergibt sich der starke Eindruck, dass Kunst- und Kulturvermittlung ziemlich „weiblich“ ist.

Um eine Bestätigung dieses Eindrucks zu erhalten, wurden einige Frauen aus dem Bereich der Kunst- und Kulturvermittlung zu diesem Thema befragt, die Frage „**Vermitteln Frauen anders?**“ wurde gestellt. Hier drei Beispiele.

Frau Mag.^a Sandra Malez vom Verband der Kulturvermittlerinnen mit Sitz in Linz – Oberösterreichisches Landesmuseum, antwortete darauf: „... wir wissen, dass der Beruf „Kulturvermittlung“ eher weiblich ist. Das hängt vor allem mit den Rahmenbedingungen zusammen: In Museen, in denen die Rahmenbedingungen für KulturvermittlerInnen besser sind (fixe Anstellung mit gesichertem Verdienst) gibt es mehr männliche Kollegen, als in Institutionen mit prekären Arbeitsbedingungen.“

Frau Dr. Barbara Thaler, freiberufliche Kunsthistorikerin in Innsbruck: „JA!“ (Anm.: auf die Frage „Vermitteln Frauen anders?“) – Aus meiner eigenen Erfahrung (Stadtmuseum, Goldenes Dachl, Rathaus; vor allem Volksschulklassen und Senioren) kann ich sagen, dass ich vor allem auf den menschlich-zwischenmenschlichen Bereich der historischen Protagonisten oder der Objekte eingehe.

Im Goldenen Dachl hatten wir nach der Umgestaltung einen Vorschlag für eine Führung von unserem Max

(Mitarbeiter des Museums). Da wurde viel mehr auf Fakten und Daten Wert gelegt. In meinen Führungen stehen immer die Menschen, die Personen in ihrer Zeit mit den Problemen und Herausforderungen, die sich daraus ergeben, wie sie damit umgegangen sind, welche Handlungen und Werke daraus entstanden sind und ein Vergleich zu unserer Zeit im Mittelpunkt.

Also finde ich persönlich, dass beim weiblichen Vermittlungspersonal (meine jetzt nicht nur mich) ein eher gesamtgesellschaftlicher Aspekt im Vordergrund steht.“



Führung durch Mag.^a Noggler-Gürtler
Foto: Museum der Völker, 2019

Mag.^a Lisa Noggler-Gürtler, Museum der Völker Schwaz, antwortete: „JA, VIELE Frauen vermitteln anders - aufgrund anderer Sozialisierung, gelernter Rollenverteilung, aber nicht alle...“

Persönliche Erfahrungen als ehrenamtliche MuseumsführerIn im Haus der Fasnacht in Imst, bestätigen die „weibliche Sicht“. Jene von Männern seit jeher bestimmte und ausgeführte Tradition, die im Imster Schemenlaufen seit Generationen geerbt und vererbt wird, als Frau zu vermitteln, ist eine Herausforderung, der sich aktuell nur zwei (!) ImsterInnen stellen. Ganz



Kindergartenführung im Haus der Fasnacht

Foto: HdF Imst

selbstverständlich zeigt sich als Frau ein anderer Blick auf die Dinge, die Wortwahl ist eine andere, die Vermittlung erfolgt durch ausgewählte Taten. Natürlich werden Fakten, Daten, etc. ebenso sachlich vermittelt, der Blickwinkel des weiblichen Geschlechts ist ein anderer, ganz ohne Zweifel, gewiss jedoch respektvoll und voller Stolz auf die Tradition und die lange Kulturgeschichte!

Was ist nun eigentlich Kunstvermittlung?

Aufsätze, die darüber verfasst wurden, stammen größtenteils von Frauen ... so sollte in Folge deren weiblicher Blick auf die Thematik geworfen werden.

„Kunst- und Kulturvermittlung bezeichnet alle Aktivitäten, die das künstlerische und kulturelle Erbe im Kontext der vermittelnden Institutionen interessierten Personen (Rezipienten) verständlich zugänglich machen und zur Partizipation anregen“, so die Kunsthistorikerin Mag. Dr. Marion Gruber, im Jahre 2006.

Alle Aktivitäten, welche interessierten Personen Informationen, Geschichten und Fakten zugänglich machen, werden im Allgemeinen als Vermittlung bezeichnet. Im Bereich der Kunst- und Kulturvermittlung betreffen die aufbereiteten und bereitgestellten Informationen das künstlerische und kulturelle Erbe einer Gesellschaft. So können Kulturgüter und Kunstwerke als Informationsträger gesehen werden. Zu bedenken ist, dass die Kunst- und Kulturvermittlung nicht wertfrei ist. Der Inhalt der Vermittlung ist gebunden an die Institution und die jeweiligen Vermittler, die Interpretation der Information entspricht der spezifischen Auffassung und Position der Institution.

Als Mittler, welche die Beziehung zwischen Objekt und Betrachter begleiten, können die Kunst- und Kulturvermittler verstanden werden. Ihre Aufgabe ist es, Neugierde zu wecken, Fragestellungen zu eröffnen und gemeinsam mit den „Konsumenten“ Antworten auf Fragen zu entdecken. Durch Kunst- und Kulturvermittlung sollte ein allgemeiner Zugang zu Kulturgut geschaffen werden, die zu vermittelnden Inhalte müssen natürlich auf die Zielgruppen abgestimmt werden, um nachhaltige Ergebnisse zu erzielen.

Unter dem Begriff „Kunstvermittlung“ wird vieles verstanden, was mit Kunst und Kultur zusammenhängt, darunter auch Museums-, Kunst- und Kulturpädagogik, Kulturelle Bildung, Historische Bildungsarbeit, Musik- und Kunsterziehung.

Betrachten wir nun das Berufsfeld „Kunst- und KulturvermittlerIn“ ein wenig genauer. Auf der Homepage des Österreichischen Verbandes der KulturvermittlerInnen wird definiert:

- _ KulturvermittlerInnen initiieren inklusive Bildungs- und Kommunikationsprozesse. Sie machen Programm für ein heterogenes Publikum auf Basis aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen und Fragestellungen. Hierfür recherchieren, selektieren und interpretieren sie auf Basis aktueller Forschungserkenntnisse Inhalte für ein heterogenes Publikum. Sie betreiben interdisziplinäre Netzwerkarbeit.
- _ KulturvermittlerInnen arbeiten an der Programmierung und inhaltlichen Ausrichtung der Institution mit. Sie wählen und entwickeln adäquate Formate und Methoden, mit denen die Inhalte auf personale und mediale Weise vermittelt werden (Apps, Audioguides, Ausstellungs- und KünstlerInnenengespräche, Begleithefte, BesucherInnenkataloge, Diskussionen, Führungen, Raumtexte, Workshops etc.). Sie kuratieren partizipatorische Aktionen sowie Interventionen und setzen Programmschwerpunkte. Dies bedingt eine ständige Reflexion von Theorie und Praxis.
- _ KulturvermittlerInnen gehen bei ihrer Tätigkeit von der Gegenwart aus. Sie diskutieren die gesellschaftliche Relevanz der institutionellen Fragestellungen und der musealen Objekte und setzen sie in aktuelle Kontexte.

Dieses Berufsbild wurde im Rahmen der ICOM CECA Preconference anlässlich des Österreichischen Museumstages in Steyr im Oktober 2017 von 130 Kulturvermittlerinnen und Kulturvermittlern aus ganz Österreich beschlossen und trat am 11. Oktober 2017 in Kraft.

Große Aufgaben und ein weites Betätigungsfeld zeigen sich in der Auflistung, stark sind die Forderungen und das Engagement des Vereins, vor allem für die Mitglieder. Erinnern wir uns kurz an das Statement von Mag.^a Malez: Kunst- und Kulturvermittlung ist eher „weiblich“. Gibt es eine fixe Anstellung mit gesichertem Verdienst, so gibt es mehr männliche Kollegen. Institutionen mit „prekären Arbeitsbedingungen“ weisen mehr weibliche VermittlerInnen auf ... wie sieht es also aus mit den Rahmenbedingungen?

Professionelle Kunstvermittlung

Welche Voraussetzungen für eine professionelle Kunstvermittlung sind gefragt? Kunstvermittlung ist mehr als Kunstpädagogik und die Vermittlung künstlerischer Praxis. Theoretische Kunstgeschichte, welche historisches Wissen und klare Fakten darbringt, kann nur ein Teil der Kunstvermittlung sein. Welche Ausbildung wird also benötigt, um zwischen den Objekten der unterschiedlichen Institutionen und den interessierten „Konsumenten“ zu vermitteln?

Nicht nur die Zielgruppen zeigen ihre Bedürfnisse auf, auch das zu Vermittelnde ist nicht bedürfnislos. KunstvermittlerInnen und Kunstvermittler müssen sich mit der zu vermittelnden Materie auseinandersetzen, sich einarbeiten, Verständnis aufbringen. Vermutlich werden die tiefen Bedeu-

tungen zahlreicher Kunstwerke nicht entschlüsselt oder den „Konsumenten“ gänzlich vermittelt werden. Die Aufbereitung durch die Gruppe der Kunstvermittler ist notwendig, im Gegenzug ist aber auch ein Kompromiss gefragt, welcher mit den „Konsumenten“ getroffen werden muss. Durch die große Breite unterschiedlichster Zielgruppen können eine bessere Einteilung und adäquatere Angebote vorbereitet werden.

Dialogische Führungen, Kunstgespräche, Workshops, Spezialführungen, Themenführungen, Director's Choice, private Führungen, usw. – die Liste ließe sich noch länger weiterführen. Museen sind kreativ und bereit, Vieles im Bereich Kunst- und Kulturvermittlung anzubieten und „zu verkaufen“.

Ausbildung und Anerkennung

Wie bereits mehrfach erwähnt, ist die Tätigkeit der Kunst- und KulturvermittlerInnen ein frauendominiertes Feld. Museumspädagogik, die Ausbildung zum „Vermittler“ wird meist in den Universitätslehrgängen nicht als Unterrichtsfach angeboten. Nach einem Studienabschluss kann für ein weiterführendes Studium – natürlich selbst zu bezahlen – aus einer Vielzahl an Lehrgängen gewählt werden. Die Preise sind hoch und viele, meist Frauen, „jobben“ in Museen und kulturellen Institutionen, üben sich in der Praxis und versuchen, mit diesen Tätigkeiten ein wenig Geld für die Zusatzausbildung zu verdienen. Werden Vergleiche mit Deutschland angestellt, so lässt sich erkennen, dass das Berufsfeld „Museumspädagogik“ schon länger ein anerkannter Berufszweig (und somit auch eine sichere Einnahmequelle) im musealen Bereich ist. In Österreich kann davon erst geträumt werden ...



Vermittelte Emotionen in den Swarovski Kristallwelten
Foto: Simone Gasser

Werfen wir einen Blick auf ein themenspezifisches Studienprogramm an der „Angewandten“ (Universität für angewandte Kunst) in Wien. Das Institut für Kunstwissenschaften, Kunstpädagogik und Kunstvermittlung, welches von Frau Univ. Prof. Barbara Putz-Plecko als Vorstand geleitet wird, bietet ein Studienprogramm an, in welchem künstlerische Praxis eng mit kunst- und kulturwissenschaftlicher, designtheoretischer, architekturtheoretischer sowie didaktischer Reflexion verknüpft wird und damit für Berufe im Schnittfeld von Kunst und Bildung vorbereitet und ausbildet. Ein Problembewusstsein für die soziale und historische Dimension von Kunst und Ästhetik sollte durch dieses Programm geschaffen werden sowie ein kritisches Verständnis von Funktionen und dem fundamentalen Zusammenhang von Kunst, Kulturtheorien und Gesellschaft.

Auch in den Bundesländern werden von Kulturinstitutionen und Initiativen Lehrgänge und Seminare angeboten, die kostenpflichtigen Programme wer-

den (meist) selbst bezahlt, im bestmöglichen Fall vom „Auftraggeber“ finanziell unterstützt. Das vorwiegend freiberuflich tätige „Kulturpersonal“ der Institutionen – fixe Anstellungen oder langfristige Verträge sind Mangelware – sollte also neben fachlicher Kompetenz (Universitätsabschluss) auch eine fundierte Ausbildung in der Vermittlungsarbeit vorweisen. In unserer Tourismusregion wäre es natürlich auch nicht schlecht, Fremdsprachenkenntnisse (1 oder 2 oder 3 ?) aufzuweisen und somit das Angebot der Kultureinrichtungen glänzen zu lassen. Wenn es zu einem „Auftrag“ kommt, so darf auch die Vorbereitungsarbeit, das Einarbeiten in eine neue Thematik, etwaige Übersetzungsarbeiten usw. nicht außer Acht gelassen werden. Ob diese Aufgaben miteinander gerechnet oder berechnet werden können, ist oft Grund für Diskussionen.

Und das digitale Zeitalter?

Viele Museen bieten Audioguides und digitale Möglichkeiten der Kunstvermittlung an. Bis Inhalte und Themen aufbereitet und für die digitale Verwendung vorbereitet und oft auch übersetzt werden, vergeht viel Zeit und auch der finanzielle Aufwand ist nicht zu unterschätzen.

Werden in naher Zukunft neue Medien die persönliche Kunst- und Kulturvermittlung ersetzen oder wäre es angebracht, sich in Österreich mit der Thematik und Problematik der Kunst- und Kulturvermittlung intensiver auseinanderzusetzen?



Digitale Zeitreise in den Swarovski Kristallwelten
Foto: Simone Gasser

Würden museale Institutionen nicht ideale Plattformen bieten, um das kulturelle Erbe, Kunst und Kultur von damals und heute, von Mensch zu Mensch zu vermitteln, um im digitalen und oft unpersönlichen Zeitalter einen persönlichen Gegenpol mit intensiven Blicken, starken Worten und nachhaltigen Taten darzustellen?

FRAUEN IM AUGUSTINERMUSEUM RATTENBERG

Einblicke in Historisches und Gegenwärtiges

Barbara Randolph



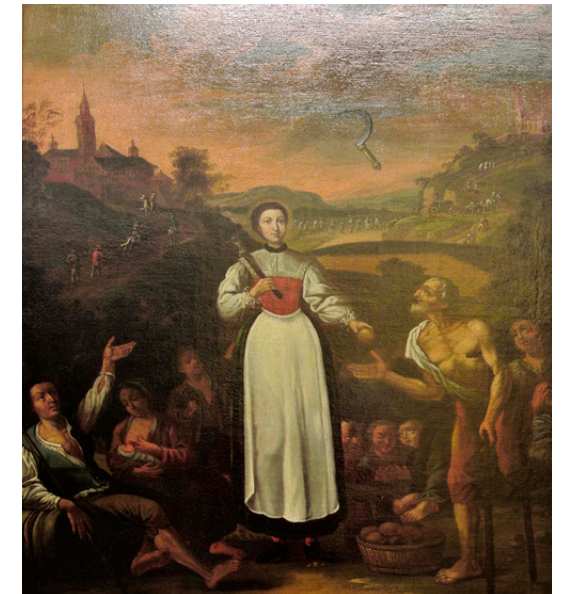
Hl. Notburga, Öl auf
Leinwand, um 1780
Foto: Augustinermuseum
Rattenberg

Das Augustinermuseum war nie ein Frauenkloster – doch Frauen haben hier „ihre“ Spuren hinterlassen – direkt oder indirekt – in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

- Hl. Maria Magdalena: Statue aus der Spätgotik; eher ländlicher Herkunft; bezeichnend hier sind die eher derben Gesichtszüge in relativ naiver Manier; und bezeichnend ist weiters ihr Kopf; der Künstler hat sie mit einem Kropf dargestellt – und dies kommt nicht von ungefähr: in der damaligen Zeit herrschte Jodmangel und Kröpfe waren daher keine Seltenheit (übrigens auch von Medizinhistorikern bestätigt); der Künstler hat sich eine Frau aus der Bevölkerung als Model ausgesucht; Maria Magdalena ist dabei prinzipiell eine besondere Frauengestalt in der Überlieferung: eigentlich sind es drei Magdalenen „geschichten“ die komprimiert wurden; das Ziel dabei war es, neben der Hl. Maria und der „sündigen“ Eva eine Frau darzustellen, die sich bekehrte, die nach langer Zeit ihren „rechten“ Weg fand (ganz unter dem Motto: vom Saulus zum Paulus)



Maria Magdalena, Holz, gefasst, um 1520, Pfarre St. Ulrich am Pillersee-
Foto: Augustinermuseum Rattenberg



Hl. Notburga, Öl auf Leinwand, um 1780
Foto: Augustinermuseum Rattenberg

- Hl. Notburga: ihre Überlieferung ist untrennbar mit Rattenberg verbunden, obwohl historische Fakten fehlen; doch sie hat hier wie überhaupt im Tiroler Unterland ihre Spuren hinterlassen; im erweiterten Sinne kann man sie auch als erste Gewerkschafterin bezeichnen; und seit einigen Jahren ist sie auch Patronin der Trachtenträger

„Eine zierliche Frau mit einer Sichel in der Hand, die Sichel auf Gemälden oft auch über ihr schwebend: Notburga als Magd eines Bauern in Eben am Achensee. Notburga mit einem Schlüsselbund: die „Beschlüsslerin“ der Herren von Rottenburg. Ein Leichenzug, von einem Ochsen gespannt gezogen, quert den Inn: er bleibt in Eben, dem gewünschten Begräbnisort, stehen. Dort zieht jetzt noch der Hl. Leib der Notburga im Zentrum des Hochaltares, gar nicht dienstbotenmäßig, sondern hochherrschaftlich reich gekleidet von den adeligen Damen der Familie Tannenberg von Tratzberg, wiederum die Sichel der ehemaligen bäuerlichen Dienstmagd in der

Hand, zahlreiche Pilger an. Nicht wenige davon kommen aus Bayern, wo die Notburgaverehrung besonders blüht – fast wäre man versucht, Notburga als bayerische Heilige in Tirol zu bezeichnen. Tatsächlich ist Notburga die einzige Tirolerin, die heilig gesprochen wurde!

Im späteren 13. Jahrhundert als Tochter eines Hutmakers aus Rattenberg geboren, wurde ihr Geburtshaus durch eine Gedenktafel „bestimmt“. Ihr Lebensweg war so hart wie damals ganz allgemein das Schicksal der unteren Stände, die lange Zeit für die Geschichtsforschung „uninteressant“ waren. Nicht so Notburga: die Magd, die sicher ihre „Leistung“ brachte (sonst wäre sie wohl nicht zur Beschließerin im Adelshaushalt aufgestiegen), kann als Prototyp unserer heutigen Gewerkschafter gelten – sie weigerte sich, nach dem Angelus-Läuten weiter zu arbeiten und hängte ihre Sichel in die Luft. Als solche ist sie ein Gegenstück zum spanischen Hl. Isidor, für den Engel den Pflug führten, und mit ihm flankiert sie zahlreiche Altäre. Ihre Verehrung breitete sich nicht nur nach Bayern sondern bis nach Slowenien aus. Wie bei so vielen berühmten Personen mischte sich in ihre Lebensgeschichte die Legende, verlockte sie zur Vermarktung. Die Hl. Hildegard von Bingen ist jetzt vor allem Patronin für Bio-Produkte, Mozart kann sich gegen Mozartkugeln nicht wehren und auch unsere Notburga wird touristisch für verschiedenartige Produkte genutzt, „benutzt.“ (zit. Herta Arnold, Ausstellung im Augustinermuseum Rattenberg 2001)

- Hl. Kümmernis: ihre Darstellung wird oftmals (eigentlich zumeist) mit Jesus Christus verwechselt; dar-



Hl. Kümmernis, Öl auf Leinwand, Anfang 19. Jahrhundert, Privatbesitz
Foto: Augustinermuseum Rattenberg

gestellt wird eine Frau mit Bart, mit langem Gewand, ans Kreuz genagelt; die Überlieferung dazu berichtet: sie habe sich heimlich zum Christentum bekehrt und wollte trotz dem Willen ihres „heidnischen“ Vaters nicht einen ebenso heidnischen Prinzen heiraten; sie betete zu Gott um Hilfe und in der Nacht vor der Hochzeit wuchs ihr ein Bart; absolut unannehmbar für ihren Bräutigam; ihr Vater war so erzürnt, dass er – so die Überlieferung – sie ebenso wie ihr Gott kreuzigen ließ; es gibt zu ihrer „Geschichte“ noch Varianten, die aus dem italienischen Raum kommen; Fakt ist, dass sie in Tirol und Südtirol eine beliebte Heilige, gerade für Frauenanliegen war

Dieses kleine Bild vom Ende des 18. Jahrhunderts stellt eine Heilige dar, die vielleicht nicht allen bekannt ist. Es handelt sich tatsächlich um eine Heilige und nicht um einen Heiligen, obwohl es auf den ersten Blick so aussieht. Dargestellt ist hier die hl. Kümmernis, eine Heilige, die es in Wirklichkeit nie gegeben hat, deren Kult sich aber bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen lässt.

Und so, wie sie hier dargestellt ist, geht sie auf eine Fehlinterpretation deutscher Rom-Pilger zurück. Diese sind auf ihrem Weg dorthin in den italienischen Kirchen und Domen auf sog. Volto Santo Darstellungen gestoßen. Das waren Darstellungen mit Christus am Kreuz, der aber nicht – wie bei uns üblich – mit einem Lendentuch bekleidet, sondern in eine prunkvolle Ärmeltunika gehüllt war, was die deutschen Pilger als Frauenkleid interpretiert haben. Und da das mit dem Vollbart der Figur nicht zusammenpasste, haben sie die Geschichte einer anderen Frau am Kreuz, der hl. Wilgefortis umgeschrieben und daraus die hl. Kümmernis gemacht.

Demnach soll die hl. Kümmernis in frühchristlicher Zeit gelebt haben und die Tochter eines portugiesischen Königs gewesen sein, die sich zum Christentum bekehrt und dann ihren heidnischen Verlobten nicht mehr heiraten will. Sie bittet Gott, er möge sie doch hässlich machen, und Gott lässt ihr über Nacht einen Vollbart wachsen, sodass ihr Verlobter tatsächlich nichts mehr mit ihr zu tun haben will, was man ihm im Grunde auch nicht verübeln kann. Ihr Vater war aber so erzürnt darüber, dass diese anscheinend gute Partie nicht zustande gekommen ist, dass er seine Tochter ans Kreuz hat schlagen lassen, um sie ihrem wahren Bräutigam – Christus – möglichst ähnlich zu machen.

Der Kult der hl. Kümmernis hat sich ab dem 15. Jahrhundert besonders im süddeutschen Raum und in Tirol verbreitet. Und bald schon ist eine zweite Legende mit ins Spiel gebracht worden, nämlich die des armen Spielmannes, die auch dem Bild dargestellt ist: Im Verlauf ihrer Verehrung hat man bald angefangen, Bildwerke von ihr in Kirchen und Kapellen aufzustellen. Eines Tages ist ein armer Spielmann an einer dieser Darstellungen vorbeigekommen, hat sich der traurigen Geschichte der Heiligen erinnert und ihr zu Ehren ein Stück auf seiner Geige gespielt. Als Dank hat ihm die Kümmernis einen goldenen Schuh zugeworfen, den der arme Spielmann sicher gerne genommen hat. Aber wie das Leben eben so spielt: Er wurde verhaftet, des Diebstahls angeklagt und zum Tode verurteilt. Am Tag seiner Hinrichtung hat man ihm dann gestattet, nochmals vor der hl. Kümmernis zu spielen, und da hat sie ihm vor Zeugen auch noch den 2. Schuh zugeworfen, wodurch seine Unschuld bewiesen war. (zit. Augustinermuseum Rattenberg, H. Drexel)



Johanneshauptteller, 19. Jahrhundert
Foto: Augustinermuseum Rattenberg

- Johanneshaupt und „weibliche“ Volksmedizin: Salome forderte für ihren Tanz ja das Haupt Johannes des Täufers; in der Volksreligiosität hat man dies unmittelbar umgesetzt: das Haupt, der Kopf steht pars pro toto für menschliche Anliegen, die damit verbunden werden; also es waren vor allem Frauen, die sich bei Migräne oder Kopfschmerzen an den Heiligen wandten; dazu nahmen sie die künstlerische Nachbildung seines Kopfes, hoben sie über ihr Haupt – Genesung sollte folgen
- Frau und künstlerische Aussagen: Maria Peters – Sonderausstellung im Sommer 2018

Die Künstlerin Maria Peters (*1966 in Tirol) nennt sich selbst eine Erzählerin. In ihren Arbeiten und Ausstellungen collagiert sie Bilder und Texte zu räumlich erfahrbaren Geschichten.

Seit 2016 arbeitet Peters an einem Zyklus mit dem Titel **Lost to regain – Die Suche nach dem Paradies und wieder zurück**. In Episoden (ähnlich einer TV-Serie oder einem Fortsetzungsroman) erzählt sie die Lebensgeschichten von 24 Frauenfiguren, die nacheinander leben und die sich



Sonderausstellung Lost to regain (Maria Peters), Augustinermuseum Rattenberg

Foto: Maria Peters

ihre Lebenserinnerungen mit Hilfe eines Zaubers jeweils weitervererben. Der Erzählzeitraum umspannt dabei etwa 2000 Jahre und reicht vom 19. Jahrhundert bis ins Jahr 3968.

Die Erinnerungen der Protagonistinnen dieser Geschichte werden mit Hilfe eines Zaubers von einer Figur auf die nächste weitergegeben, deshalb bekommen alle Figuren neben einem Namen auch die Bezeichnung „Nachfolgerin/Nummer XX“. Sie alle sind künstlerisch tätig und Peters arbeitet für die Ausstellungen in unterschiedlichen Identitäten.

In „Dinner mit Odysseus“ im Augustinermuseum hat nun Anastasija-Sophie/Nachfolgerin 01 ihren spektakulä-

ren Auftritt. Sie ist in Geschichte vernarrt und bereist archäologische Stätten in Griechenland und Ägypten – die dabei entstandenen Bilder und Tagebuchblätter zeichnen ihre wichtigsten Lebensstationen nach.

Kommentare aus der Zukunft, gemalt und geschrieben von Lieke/Nachfolgerin 22 aus dem Jahr 3675, ergänzen diese *historischen* Berichte.

In einem ehemaligen Männerkloster sind, wie ausgeführt, auch Frauen präsent. Seien es nun heilige Frauen oder Objekte die für Frauenbelange interessant sind. Aktuelle Positionen, wie etwa von der Künstlerin Maria Peters, zeigen vielleicht Stilbrüche, sind aber auch Kommentare zu weiblichen Lebenswelten und deren Interpretationen. Man kann also absolut Frau sein, um in ein Männerkloster und Sakralmuseum zu kommen ...



Sonderausstellung Lost to regain (Maria Peters), Augustinermuseum Rattenberg

Foto: Maria Peters

LAURA WEIDACHER – PORTRÄT EINER UNGEWÖHNLICHEN KÜNSTLERIN

Anlässlich ihres 80. Geburtstages

Christine Riccabona und Verena Zankl



Laura Weidacher in der Rolle des Cherubino in Mozarts Oper „Le nozze di Figaro“, Stadttheater St. Gallen, 1968

Foto: Sammlung Weidacher, Forschungsinstitut Brenner-Archiv

Laura Weidacher passt in keine Schublade. Sie ist ein kritischer, wacher Geist und fasziniert mit ihrem Esprit, ihrem ansteckenden Elan und ihrem Humor. Kaum zu glauben, dass sie heuer 80 Jahre alt geworden ist.

Das Forschungsinstitut Brenner-Archiv hat 2011 eine Sammlung übernommen, die Laura Weidachers künstlerisches Schaffen dokumentiert. In bislang drei Kassetten werden Texte, Fotografien, Ausstellungsbroschüren, Konzepte zu Installationen und „Kunst-am-Bau“-Projekten sowie die Masterbänder der Filmmitschnitte ihrer Liveperformances archiviert. Diese bieten die Gelegenheit, das Werk der Autorin, Fotografin, intermedialen Künstlerin und Performerin kennenzulernen oder vielmehr ihr elaboriertes, facettenreiches Sprach-, Kunst- und Medienwerk zu ‚entdecken‘. Im Rahmen eines Seminars der Universität Innsbruck ist 2012 eine erste Bachelorarbeit entstanden (Julia Schwarz, siehe Onlinelexikon LiteraturTirol.at, Eintrag zu Laura Weidacher).

Obwohl Laura Weidacher bereits seit 1961 in der Schweiz lebt, besucht sie ein- bis zweimal im Jahr ihre Heimatstadt Innsbruck. Die feinsinnige Autorin hat in der literarischen Gesellschaft des Turmbundes ein kulturelles Umfeld, eine „Oase“, eine „Heimat in der Heimat“ gefunden, wie sie einmal geschrieben hat. Dass sie in der Schweiz eine künstlerische Karriere gemacht hat und bis heute aktive Kulturjournalistin ist, dürfte in Tirol weniger bekannt sein.

Laura Weidacher wird 1940 in Innsbruck geboren – ein Kriegskind. Ihr Vater ist der bekannte Musikerpoet Sepp Weidacher, die Familie wohnt in der Innsbrucker Hofburg mit Blick auf das Landestheater und den Leopoldsbrunnen. Laura Weidacher besucht in den ersten Nachkriegsjahren die Schule in St. Nikolaus und Hötting und erlebt trotz der schwierigen Nachkriegszeit eine glückliche Kindheit. Sie singt im Chor der Musikschule, besucht das Konservatorium, studiert Geige und Sologesang, erhält Schauspielunterricht und möchte Opernsängerin werden.

Als junge Frau geht sie 21-jährig nach Basel zum – selbst finanzierten – Gesangsstudium, 1967 schließt sie es ab, bekommt ein Stipendium für das Internationale Opernstudio am Opernhaus Zürich und ein erstes Engagement am Opernhaus in St. Gallen als

Mezzosopranistin – ein glorioser Karrierestart. Zudem: In dieser Zeit wird Laura Weidacher zweifache Mutter. Sie heiratet 1969 den Kunstmaler Rudolf Buchli, ist nun schweizerisch-österreichische Doppelbürgerin und trägt den Namen Weidacher-Buchli.

Das normale Leben einer Doppelbelastung aus Hausfrau/Mutter und Opernsängerin beginnt. Als sie das Angebot eines Engagements an die Komische Oper in Berlin wegen des damals geltenden Schweizer Eherechts nicht annimmt und sich für den Verbleib in der Familie entscheidet, bricht sie ihre Gesangskarriere schweren Herzens ab. Der Traum ist ausgeträumt. Dennoch bewirkt diese Lebensentscheidung ihre produktivsten Jahre als Künstlerin in der Schweiz. In den 1970er-Jahren – an der Seite ihres Künstlerpartners, von dem sie sich 1985 trennen wird – beginnt sie zu schreiben, zu fotografieren, erste Liveperformances zu realisieren, Happenings zu organisieren, sich an Aus-



Laura Weidacher: Palimpsest Orfeo. Acryl und Gouache auf Papier, 1985

Foto: Sammlung Weidacher, Forschungsinstitut Brenner-Archiv

stellungen zu beteiligen, „Kunst-am-Bau“-Projekte umzusetzen. Außerdem schreibt sie Theaterstücke – das Stück „Unterbrechung“ wurde ausgezeichnet und in Bern uraufgeführt – und erhält Literaturförderpreise.

Als Fotografin wird sie 1977 nach Innsbruck eingeladen. Sie beteiligt sich an der Ausstellung „Internationale Photobücher, Photozeitschriften und Photographien“ mit einer umfangreichen Werkschau in der Innsbrucker Galerie im Taxispalais. „Buchli neben Man Ray und Blossfeldt“ titelt damals ein Zeitungsartikel in der „Tiroler Tageszeitung“.

1980 erscheint in der Schweizer Edition Howeg der Band „Abend“, in dem sie mit dem Verhältnis Sprache und Abbild spielt. Der Band enthält nur diesen einen Satz: „EINER SASS LANGE AM FENSTER SAH ZU WIE DAS LICHT ABNAHM UND ES DUNKEL WURDE HINTER DEN HUEGELN“. Jedes Wort steht einzeln auf einer Seite aus durchsichtigem Pauspapier. Jedem Wort folgt eine Seite mit einer Fotografie, die das Motiv („einer saß lange am Fenster usw. ...“) abbildet. Jede dieser 18 Fotografien des Motivs ist jeweils um exakt 20 Minuten später aufgenommen. Was der Satz aussagt (dass es Abend wird), ‚zeigen‘ die hintereinander betrachteten Fotos, nämlich: den Verlauf der Zeit; das Abnehmen des Lichts; die dunkler werdenden Hügel ... das Blättern wird zu einem Ereignis der Wahrnehmung – „wie der seidige Traum eines Geigenbauers“, nennt Vater und Poet Sepp Weidacher den Band.

Schon 1977 ist ihr erster schmaler Gedichtband „Spuren. Spuren. Spuren. Spuren“ mit eigenen Schwarzweißfotografien erschienen. 1983 folgt „Dona Quijote“. Laura Weidachers Gedichte sind wunderbare Na-

tur- und Liebeslyrik, aber es finden sich auch melancholische und mahnende Töne.

„Weltgeschehen // Wenn ich so in meinem Büro sitze / und dem Wippen des Flieders / draussen vor dem Fenster zusehe, / mittags, / Arbeit vor mir, die mich langweilt – / möchte ich mich empören können über vieles, / das irgendwo zwischen Schlagwörtern hängt, / grossen Phrasen, / die nicht mehr stimmen, sobald man sie ausspricht, / und das doch so ärgerlich bohrt / und nie aufhört, / mich daran zu erinnern, / dass ich mich empören sollte.“

„Alle meine Arbeiten, seien es Performances, Installationen, ‚Kunst-am-Bau‘, Objekte oder Schriftbilder, sie sind aus dem Wort entstanden“, sagt Laura Weidacher über ihre Arbeit. Die Bedeutung der Sprache in ihrer Kunst (sie selbst zählt sich zur französischen Strömung des Lettrismus) zeigt beispielsweise eines ihrer „Kunst-am-Bau“-Projekte mit dem Titel „Weg“: 1982/83 gestaltet sie den Zugangsbereich der neu umgebauten Bündner Frauenschule in Chur. Sie konzipiert dafür Trittsteine in einem von ihr entworfenen Wasserbassin am Vorplatz als begehbare Palindrom: „WORTE WEISEN WEGE WASSER WANDERT WEITER“. In die Treppensteine zum Eingang der Schule sind die Worte eingelassen: „JEDER SCHRITT EINE ENTWICKLUNG / JEDE ENTWICKLUNG EIN WEG / WO HIN? / BEDACHT SEIN WOLLEN RICHTUNG UND ZIEL / ERPROBT SEIN SCHRITT UND WEG“. Was wäre sinniger für eine Mädchenschule?

Die 1980er-Jahre sind Aufbruchsjahre, die 68er-Bewegung hat Spuren hinterlassen: Feministische Gesellschaftskritik, Ökologiebewegung, Bürgerrechtsbewegungen machen sich in den westlichen Wohlstandsländern bemerkbar – auch im Werk Laura Weidachers. Engagiert und mutig tritt sie von 1976 bis 1986 als Performerin auf, kreiert und verkörpert gesellschaftskritische Statements insbesondere zu weiblichen Lebenssituationen, setzt ihren Körper als Medium für Bewegung, Tanz und Stimme ein. Mit ihrer intermedialen Performancekunst bewegt sie sich innerhalb der Kunstszene auf der Höhe ihrer Zeit: Seit den 1960er-Jahren hatte sich Body-Art zu einer wichtigen Ausdrucksform der Kunst etabliert: „Performance“ ist eine Chance, sich in verschiedenen Medien gleichzeitig auszudrücken, also Zeit und Raum in Einklang zu bringen. Das theatralische Element

tritt zurück zugunsten eines gestalterischen Prinzips: Der agierende Performer wird mit seiner von ihm geschaffenen oder ausgewählten Szenerie zur Raumskulptur, zur Installation seiner Idee“, schreibt sie (in: Kunst – Natur. Katalog, Lenzburg, 1982).

Laura Weidacher trägt einen Kulturbegriff in den öffentlichen Raum, der Fantasie, Intensität und Präsenz gegen eine kontrollierte, domestizierte Wirklichkeit und gegen lebensfeindliche Ordnungen der kapitalistischen Welt ins Treffen führt. Beispielsweise bei dem von ihr 1976 mitorganisierten Treffen von 60 Künstlerinnen und Künstlern zu den „aktionen blumenhalde“ in Aarau: Drei Tage lang fanden in einem Park in Aarau Kunsthappenings von Malerei über Tanzimprovisationen, Installationen, Lesungen, Performances bis hin zu Musik und Theater statt. Es ging um gegenseitige Inspiration, Begegnung, Offenheit, Einbeziehung des Publikums, und es ging vor allem auch um die Vision einer Veränderung starrer Institutionen und Denkmuster.

In einer Performance mit dem Titel „Kultur“ anlässlich einer Ausstellungseröffnung in Zofingen stellt Laura Weidacher 1981 die Frage nach dem Kulturbegriff mit einfachsten Mitteln und dennoch eindrucksvoll. Die Performerin pflanzt (das Wort Kultur ist also wörtlich genommen) auf einem öden Kiesplatz vor der Galerie spiralförmig rote Rosen. Ein Ordnungshüter mit Feuerwehrschauch beginnt den Platz zu säubern und spritzt mit dem Wasserstrahl (Wasserwerfer) auch gleich die Performerin vom Platz. Die verletzte und durchnässte Performerin muss aufgeben: „Phantasie ist nicht gefragt im öffentlichen Raum“.

Vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs und der atomaren Bedrohung entsteht zur gleichen Zeit „Le petit prince après



Laura Weidacher: Performance Videostill von „Le petit prince après Saint-Exupéry“, 1982
Foto: Sammlung Weidacher, Forschungsinstitut Brenner-Archiv

Saint-Exupéry“. Die Liveperformance fand Anfang 1982 an der Hochschule St. Gallen sowie im Rahmen des Performance-Festivals der Kunsthalle Palazzo in Liestal in der Schweiz statt. Laura Weidacher entwickelt – ausgehend vom Motiv der Rose in „Der kleine Prinz“ – ein beklemmendes Bild für die drohende ökologische Katastrophe. Im ersten Teil stellt die Performerin eine Art Liebesbeziehung zur Rose dar. Die Rose wird zum Symbol des Lebens, des Lebensraums, der Lebensressourcen – heißt es doch in „Der kleine Prinz“, dass wir zeitlebens für das verantwortlich sind, was wir uns vertraut gemacht haben, und denken wir dabei (übertragen auf den Lebensraum) vielleicht daran, dass wir uns die Erde untertan gemacht haben? Die Performerin verkörpert im zweiten und dritten Teil eine zunehmend gefährlicher werdende Zeitreise des technischen Fortschritts. Am Ende ist das Überleben durch die Zerstörung der Umwelt bedroht. Es bliebe als letzte Ressource die Rose – die Performerin schützt nun diese Rose vor dem gierigen, zerstörerischen Zugriff durch einen Maulkorb, den sie sich umbindet. Während der gesamten Performance läuft auf einem Monitor der Gang durch eine moderne Zivilschutzanlage, die immer tiefer in einen Berg hineinführt. Nach 40 Minuten sei etwas geschehen, schreibt der Philosoph Armin Wildermuth damals im „St. Galler Tagblatt“, und er hält die Resonanz des Publikums fest: „Mit schweren Händen und zitternden Fingern legen wir uns die Riemen über den Kopf, stülpen uns die Gasmasken vors Gesicht und rollen uns wieder ein, lebendige Mumien einer Kultur, die blüht, aber ihrer Verantwortung nicht gewachsen war.“

Im Rahmen der Neueröffnung des Kunstmuseums Bern 1983, das mit einem hochsubventionierten Museumskonzept verbunden war, fand eine



Laura Weidacher, 1975 Foto: Sammlung Weidacher, Forschungsinstitut Brenner-Archiv

Reihe künstlerischer Aktionen unter dem Titel „Auf-takt“ statt. Laura Weidacher realisiert hierfür im Zentrum Berns die Straßenaktion „Hearing“, bei der sie mit einem Fechtanzug bekleidet, in der Hand ein Megafon, Passanten einlädt, ihre Meinungen zur Kulturpolitik zu äußern und sie auf Stellwände zu sprayen. Eingefallen sei ihr diese Idee, als sie den Satz „was lange gärt, wird endlich Wut“ als Sprayschrift auf einer Wand gelesen habe. Widersprüchliches (das Museum bewahrt, birgt, konserviert; Kunst öffnet, pulsiert, verändert) in Zusammenhang zu bringen, sei eines ihrer Ziele gewesen.

Wie alle Performerinnen ihrer Generation (die bekannteste ist wohl Marina Abramović) setzt sich die Künstlerin unmittelbar und ungeschützt der Öffentlichkeit aus. Mitte der 1980er-Jahre experimentiert Laura Weidacher mit der damals gerade entstehenden Videokunst. Im März 1986 schreibt die „Alte Schmiede“ Wien eine Veranstaltungsreihe aus, in der



Laura Weidacher, 2018

Foto: privat

bekannte Schriftstellerinnen unter dem Titel „Autorinnen-Weltverfassung“ ihrerseits eine Künstlerin in Wien vorstellen können. Elfriede Jelinek lädt Laura Weidacher ein, ihre Videoinstallation „Semana Santa“ zu präsentieren und gleichzeitig eine Vortragsreihe über Performancekunst zu halten. Angeregt durch das Verhalten der andalusischen Frauen während der Prozession Semana Santa (Karwoche) in Almería in Andalusien, bei der die Frauen in schwarzen Schleiern, oft auf Knien, der Prozession der Ku-Klux-Klan-artig verhüllten Männern folgen, konzipiert sie eine Umschrift der Evangelientexte zur Passion Christi in die weibliche Form. Dieser Text, den Laura Weidacher rezitiert, ist einem Video über die Vorbereitungen für eine Hochzeit unterlegt. Bild und Wort ergeben so eine unheilvolle Version der Hochzeit als ‚Kreuzigung‘. Das Video wird auf einem Monitor abgespielt, zu dem ein Teppich, bedeckt mit Zeitungsausschnitten über berühmte Frauen, führt. Wer näher zum Monitor gehen wollte, musste also alle diese Frauen

mit Füßen treten (vgl. das Konzept von Weidacher zu dieser Installation).

Laura Weidacher erhebt bereits in den frühen 1980er-Jahren einen Anspruch, der heute aktueller denn je klingt. Obwohl damals die ungeheure Beschleunigung und ‚Flüchtigkeit‘ der Wahrnehmung in digitalen Medien noch kaum vorstellbar war, betont sie den Wert der Verlangsamung und der unmittelbaren Erfahrung im Lesen, Betrachten und in der Auseinandersetzung: „Wer sich nicht mitten hinein begibt in meine Installationen, sie nicht körperlich erfährt, wird sie nicht verstehen können, wer die vielfach übereinander gelegten und teilweise ausgewischten Texte meiner Palimpseste nicht genau betrachtet, wird achtlos daran vorübergehen. Wer meine Bücher nicht langsam durchblättert, erfährt ihren Sinn nicht.“

Laura Weidacher schreibt nach wie vor Gedichte, beim „Tag der Poesie“ in Basel ist sie regelmäßig vertreten. Sie bleibt nicht stehen, sie geht mit der Zeit. An ihrem 60. Geburtstag beginnt sie ein neues Arbeitsverhältnis als Kulturredakteurin der „Wochen-Zeitung“ in Zürich. Seit ihrer Pensionierung ist sie Redaktionsmitglied der Internetplattform „Seniorweb“, der ältesten schweizerischen Plattform für die Generation 50+ (www.seniorweb.ch), sowie seit 2011 der Onlinezeitung „Journal21“ (www.journal21.ch). Laura Weidacher ist vom Internet begeistert und schreibt kluge, scharfsichtige Theater- und Ausstellungskritiken. Sie hat gerade ein Theaterstück beendet und schreibt weiter an einem Roman.

Ad multos annos, liebe Laura!

Lexikoneintrag und Verzeichnis der Sammlung Laura Weidachers siehe auf der Homepage des Brenner-Archivs sowie online auf LiteraturTirol: <https://literaturtirol.at/>

DIE GANZE WELT IST THEATER!

Theater, Theater – die Bretter , die die Welt bedeuten?

Michaela Hutz



Pygmalion 2008
Foto: M. Hutz

„Theater, Theater – die Bretter , die die Welt bedeuten?“ Was bedeutet dieser Satz eigentlich? Sind die berühmten Bretter wirklich die Welt? Schon George Bernard Shaw sagte:

„Einige Menschen sehen die Dinge, wie sie sind, und fragen: Warum? Ich träume nie da gewesene Träume und frage: Warum nicht?“ (URL 1)

Das Theater ein Traum? Was macht sie aus, die Faszination des Theaters? Wann hat diese Faszination bei mir begonnen? Meinen ersten Kontakt mit dem Theater hatte ich mit acht Jahren im Tiroler Landestheater. Es wurde eine Operette gespielt - „Die Rose von Stambul!“ Ich erinnere mich noch genau an diesen ersten Eindruck, den ich gehabt habe, das viele Rot im Zuschauerraum und besonders die Faszination, die mich gepackt hat, als der große, ebenfalls dunkelrote Vorhang aufgegangen ist und die Bühne in buntes Licht getaucht wurde. Etwa zwei Minuten nachdem der Vorhang aufgegangen ist, durchzog ein Duft von Schminke und etwas Undefinierbarem das Theater. Seit diesem Zeitpunkt war es um mich geschehen. Ich sehe die handelnden Figuren noch heute vor mir, die Dekoration auf der Bühne.

Doch es ist etwas anderes, als Zuschauer fasziniert vom Theater zu sein oder selbst Theaterschaffender zu sein. Meine ersten Spuren am Laientheater verdiente ich mir durch Zufall. Ich begann aus Neugierde und übernahm eine kleine Rolle in einem Märchen bei einer Dorfbühne. Dornröschen sollte auf die Bühne gebracht werden. Ich sollte, mit 18 Jahren, die Mutter von Dornröschen spielen. Schon eine kleine Herausforderung. So schnell wird man also Mutter. Der Beginn ist nicht leicht, wie soll man sich als 18 jähriges Mädchen in die Rolle einer Mutter hineinleben? Ich stand auf der Bühne und spulte brav meinen Text ab, aber der Königin Leben einzuhauen – ein größeres Problem. Die Lösung kam nach etlichen Proben in Form von langen Abendhandschuhen. Ich zog die Abendhandschuhe an und es war als ob diese Handschuhe den Ausschlag gaben, dass ich mich mehr wie die Königin fühlte. Und genau das macht es aus, man fühlt es, man ist die Königin. Dornröschen wurde ein großer Erfolg und für mich war es der Beginn des Theaterschaffens, der vor 33 Jahren in einer Dorfbühne begonnen hat.

Seit über 27 Jahren darf ich in Innsbruck in der Leobühne Theater gestalten und für die Tiroler Theaterlandschaft einen kleinen Beitrag leisten, sei es als Schauspielerin, Regisseurin und seit einigen Jahren auch im administrativen Bereich als Obfrau.

Die Leobühne Innsbruck besteht seit über 120 Jahren und in dieser langen Zeit waren immer Menschen da, für die das Theater eine eigene Faszination hatte und die dadurch einen wichtigen Beitrag für das Theaterleben in Tirol geschaffen haben.

Wir sind eine Laienbühne, stellen für uns aber den Anspruch, unserem Publikum bestes Theater im Rahmen unserer Möglichkeiten zu bieten. Wir sind eine bunt gemischte Gruppe und versuchen auch in unseren Produktionen Abwechslung zu bieten. Wir sind Männer und Frauen unterschiedlichsten Alters und haben uns alle dem Theater verschrieben. Doch gibt es im Theater Unterschiede hinsichtlich der männlichen oder weiblichen Sicht der Dinge? Gibt es nur die männlichen Helden und Hauptdarsteller oder gibt es hier gerade für Frauen auch Herausforderungen in Form von Rollen oder Regie? Ich bin der Meinung, dass gerade die weibliche Seite das Theater bereichert. Sieht Mann und Frau eine Rolle gleich oder hat Frau eine eigene Form der Herangehensweise an eine Rolle? Ändert sich im Laufe der Jahre die Intensität, mit der man an eine Rolle herantritt?

Elfriede Ott stellte dazu fest: „Es ändert sich nicht nur der Anspruch, sondern vor allem auch die Begabung. Man wird besser. Ich habe Jahre gebraucht, bis es den sogenannten „Knacks“ gemacht hat“ (Ott in Dobretsberger, 2015, S 112)



Brave Diebe, Markus Moll und Thomas Lackstätter, Leobühne 2019

Foto: M. Hutz

Machen wir nun einen kleinen Ausflug in die Welt der Proben und der Aufführung.

Ein neues Projekt steht an, eine Komödie. Jeder bekommt sein Rollenheft und es wird eine erste Leseprobe durchgeführt. Bei dieser Leseprobe bekommt man einen ersten Eindruck der eigenen Rolle. Aber es ist, wie gesagt, nur ein erster Eindruck. Noch ist es eine Rolle auf dem Papier, die Proben werden zeigen, ob man dieser Rolle nun Leben einhauchen kann. Wie sieht es nun aus, mit der Intensität der eigenen Gefühlswelt, wenn man auf der Bühne steht? Auch hier kann ich wieder die große Elfriede Ott zitieren, die in einem Interview dazu meinte: *„Ich glaube schon, auch wenn man diese Dinge schwer sagen kann, weil sie so persönlich sind und man nicht wissen kann, ob ein anderer das genauso erlebt.“* (Ott in Dobretsberger, 2015, S 112)

Der Regie obliegt es, uns einen gewissen roten Faden zu geben. Wie man sich die Figuren im Stück vorstellt.

Es ist eine faszinierende Welt in die man eintaucht bei der Auseinandersetzung mit einer neuen Rolle. Jeder geht unterschiedlich daran, sich eine Rolle zu erarbeiten. Vielfach ist man auf ein bestimmtes Genre schnell festgelegt. *„Das ist deine Rolle“* die liegt dir, *„die passt zu dir!“* Was heißt das, die passt zu dir? Eigentlich sind die spannendsten Rollen diejenigen, die nicht unbedingt zu einem passen. Die Rollen, die man sich hart erarbeiten muss, weil sie eben komplett konträr zur Person oder zum Typ sind. Ich persönlich als Frau, die sehr früh in einer Führungsposition gearbeitet hat, bin oft damit konfrontiert, dass ich Rolle bekomme, die die *„starke Frau“* darstellt. Das sind Rollen, die vom Typ her auf den ersten Blick zu mir passen. Ich sage bewusst, auf den ersten Blick. Gerade da sehe ich die Herausforderung. Rollen auszufüllen, die nicht unbedingt zu mir passen. Ich hatte diesbezüglich bis jetzt zwei große Herausforderungen: Im Jahre 2001 stand auf der Leobühne *„Die Mausefalle“* von Agatha Christie auf dem Spiel-

plan. Ich bekam die Rolle der Hausfrau und laut Regie musste es ein richtiges Hausmütterchen sein. Ich ein Hausmütterchen? Ich brauchte viele Proben. Ich kann mich an eine Probe und einen Satz erinnern, den in 32mal wiederholen musste. Aber welches Gefühl, wenn es geklappt hat!

Die zweite Herausforderung war die Rolle der Beatrice in Goldonis *„Diener zweier Herren“* – eine Hosenrolle. D.h., ich mimte eine Frau, die vorgab, ein Mann zu sein. Wie geht ein Mann, wie fühle ich mich in die Rolle ein?

Der Probenarbeit kommt große Bedeutung zu. Auch hier sind die Ansprüche der Herangehensweise sehr unterschiedlich. Natürlich ist eine Grundvoraussetzung, dass ich meinen Text beherrsche. Das Leben der Rolle, die kleinen Nuancen und Feinheiten ergeben sich für mich persönlich erst beim Proben mit den anderen Personen auf der Bühne. Auch der Text bekommt für mich persönlich erst auf der Bühne bei der Probe eine besondere Bedeutung. In der Auseinandersetzung mit den anderen Akteuren ergeben sich die feinen Nuancen, die Pointen, die kleinen Feinheiten, die die Rolle ausmachen.

Elfriede Ott vergleicht das Servieren von Pointen als mathematisches Beispiel, als Disziplinsache und weniger als Genuss (Ott, in Dobretsberger, 2015, S 111)

Erni Mangolt sagt über den Beruf der Schauspielerin und das Erarbeiten einer Rolle: *„Anders als Musiker haben wir am Theater ja keine Noten, an die man sich halten kann. Wir sprechen in unserem Beruf von Handwerk, aber im Grund dreht sich vieles um Gefühle, um bestimmte Emotionen, aber wie vermittelt man das?“* (Mangold, in Dobretsberger, 2015, S 73)

Je länger die Probenzeit dauert, umso mehr wird aus der Einzelrolle ein Gesamtstück. Mit jedem Umbau, jedem Requisit und dem Kostüm kommt ein Stück des Puzzles dazu, dass aus der Rolle die Figur des Stückes wird. Und gerade als Frau sind für mich Dinge wie Requisiten und das richtige Kostüm oder auch die richtigen Schuhe von großer Bedeutung für die Erarbeitung einer Rolle. Ich kann in Turnschuhen nicht die feine Dame spielen, mit dem passenden Schuhwerk sieht das aber anders aus. Für die Rolle der Beatrice war es für mich enorm wichtig, dass ich hohe Reiterstiefel bei der Probe anhatte. So konn-

te ich mich wesentlich besser in die Rolle hineinfühlen. Man kann auch sehr schwer abschätzen, wie ein Stück oder eine bestimmte Figur eines Stückes beim Publikum ankommen oder ob das Publikum die Pointe genauso sieht wie man selbst. Ott (2015) sagt dazu: *„Jede Pointe ist exakt berechnet. Es reicht nicht, einen bestimmten Satz auszusprechen, eine Pointe wird auch körperlich mitpräsentiert! Das ist ein geheimnisvoller Vorgang! Man ist sehr froh, wenn man sich nicht geirrt hat, wenn es stimmt, wenn das, was man sich vorgenommen hat, aufgeht.“* (Ott in Dobretsberger, 2015, 110)

Gerade wenn die Probenzeit ihrem Ende zugeht, hat man jegliches Gefühl dafür verloren, wie die Rolle auf Außenstehende wirkt. Und dann ist er da, der Premierentag!

Meine persönliche Zeit der Nervosität beginnt meist mit der Fahrt ins Theater. Und die Nervosität gehört unweigerlich dazu. An dem Tag, an dem ich auf die Bühne gehe und nicht mehr nervös bin, an dem Tag gebe ich es auf, Theater zu spielen. – So sehr ich auch die Nervosität vor jeder Vorstellung hasse. Mangold (2015) sagt dazu: *„Natürlich braucht man ein gewisses Maß an Adrenalin, ohne Spannung kann man nicht auftreten, aber nicht mit einer Angstpsychose!“* (Mangold in Dobretsberger, 2015, S 77)

Auch hier hat jeder wieder sein eigenes Ritual, mit dieser Nervosität umzugehen. Ich habe Kollegen und Kolleginnen an der Bühne, die vor Nervosität alle zehn Minuten aufs WC gehen, andere rauchen noch sehr hastig eine Zigarette, andere gehen minutiös nochmals ihren Text durch. Ich persönlich muss den Text auch nochmals im *„Geiste“* durchlesen, um für mich sicher zu sein.

„Auch als Schauspieler muss man seine Rolle in Gedanken immer wieder durchgehen und jedes Wort, jede Szene berücksichtigen!“ (Mangold in Dobretsberger, 2015, S 77)

Es beginnt mit einem unguten Gefühl in der Magengegend, der nächste Schritt ist dann, dass man das Gefühl hat, man hat ein komplettes Text-Blackout. Und ausgerechnet jetzt klingt es von der Technik und man weiß, in fünf Minuten geht es los.

Während der Ansprache ist die Nervosität auf ihrem Höhepunkt, man überlegt sich, ob das noch mit rechten Dingen zugeht und ob man komplett verrückt ist, dass man sich so etwas freiwillig antut. Der Puls rast, man schwitzt, auch ohne dass die Scheinwerfer das Ihre dazu tun. Der Erste ist bereits draußen, man wartet auf das Stichwort und dann, dann ist man draußen und es läuft! Man ist die Fi-

gur, man haucht ihr Leben ein. Man hört das Lachen des Publikums und das ist dann der zweite wichtige Moment. Der Funke ist übergesprungen! Jetzt kann dich nichts mehr bremsen! Man lebt, leidet, lacht, liebt und trauert im Einklang mit dem Stück, das Adrenalin ist auf dem Höhepunkt und man ist zu Höchstleistungen fähig.

Der größte Dank ist es, wenn Applaus aufbrandet, das Publikum einem zu verstehen gibt, dass die Rolle angekommen ist, die Arbeit die Auseinandersetzung nicht umsonst waren.

Ich habe im Laufe der vielen Jahre viele verschiedene Rollen gespielt, große tragende Hauptrollen, aber auch kleine, im ersten Anschein unbedeutende Rollen, die dann aber besonders schön zu spielen waren.

Im Laufe der Zeit wechselt man auch altersbedingt natürlich das Fach. Die Zeiten der jugendlichen Naiven weichen den Zeiten der erfahrenen Frau der Mütterrollen, bis man zum Fach der komischen Alten kommt. Jede Zeit am Theater bietet der Frau viele Möglichkeiten. Ich bin sogar der Meinung, dass die



Vorsicht Stock, Bruno Niederwieser, Thomas Lackstätter, Leobühne 2018

Foto: M. Hutz

Rollen, die es im Fach der „Mütterrollen“ oder „Komischen Alten“ usw. gibt. Rollen für reifere Frauen, denen der jugendlichen Rollen um nichts nachstehen. Ich finde sie persönlich sogar spannender, da ich in meine Rolle anders ausfülle als einst zu den Zeiten eines jungen Mädchens. Ott (2015) sagt dazu: „Ich war immer der Ansicht, dass Theater das Leben des Menschen darstellen sollte. Und der Mensch altert eben. Es gibt Rollen für junge Menschen und Rollen für ältere Menschen!“ (Ott in Dobretsberger, 2015, S 113)

Nach Jahren der persönlichen Bühnenerfahrung habe ich mich dann an das Fach der Regie gewagt. Und das, ja, das ist noch einmal eine ganz andere Herausforderung. Bei der Auseinandersetzung mit der Rolle brauche ich mich nur eben um diese eine Rolle kümmern, bei der Regie aber, da ist es nicht eine Rolle, sondern alle und das Gesamtergebnis liegt auf meinen Schultern.

Meine erste Regiearbeit war 2008 „Pygmalion“ von Georg Bernhard Shaw. Ich dachte mir damals, wenn schon, denn schon. Sicherlich hätte ich mit einem etwas leichteren Stück beginnen können, doch vielleicht war es weibliche Intuition, vielleicht der Wunsch, dieses Stück, das ich selbst vor vielen Jahren auf der Bühne gesehen hatte, mit meinen eigenen Überlegungen auf unsere Bühne zu bringen.



Pygmalion, Werner Blaas, Barbara Randolph, Florian Murauer, Natascha Mair, Lydia Plunser (2008)

Foto: M. Hutz

Wie also geht man damit um? Mir persönlich muss ein Stück beim ersten Lesen bereits gefallen und ich habe beim Lesen bereits die Typen vor meinem geistigen Auge, mit denen ich das Stück besetzen möchte.



Probenfoto, Das perfekte Desaster Dinner, Silvia Bär, Alfred Hofmann, David Trost (2017) Foto: M. Hutz

Es ist mir wichtig, dass die Schauspieler/innen sich mit ihrer Rolle auseinandersetzen, sich überlegen, wen sie darstellen und wie diese darzustellende Figur handeln würde. Diese Auseinandersetzung mit der Rolle ist für mich als Regisseurin wichtig.

Aber meine eigentliche Auseinandersetzung beginnt für mich persönlich, wenn meine Schauspieler auf der Bühne stehen, bei der Probenarbeit. Ich stelle für mich ein Grundkonzept auf, aber manche Gags oder Feinheiten ergeben sich bei den Proben. Auch die Grundüberlegung des Bühnenbildes muss ich im Kopf haben, des Weiteren die Beleuchtung, die Begleitmusik, und wo und wie manche Auftritte erfolgen. Die Regie ist für das Gesamtwerk verantwortlich.

Wir sind eine Laienbühne, d.h., wir haben keinen großen Stab an Mitarbeitern, die uns für Bühnenbild, Kostüme

usw. zur Seite stehen. Wer nicht auf der Bühne steht, der hilft bei der Produktion in anderer Form mit. Sei es, dass Kostüme geschneidert werden, Bühnenbilder gemalt und dekoriert werden usw. Und gerade hier braucht es wieder Frauen, die ihre Kreativität ausleben beim Schneiden der Kostüme, beim Dekorieren der Bühne, die das Detail, das mir vor Augen schwebt, auch umsetzen können. Spannenderweise ist die Bühnentechnik bei unseren Stücken sehr oft weiblich besetzt. Wenn die Grundeinstellung gemacht wurde, dann sind es zumeist weibliche Hände, die schauen, dass unsere Schauspieler dementsprechend ausgeleuchtet sind.

Man könnte meinen, bei der Premiere ist das Stück an das Publikum und die Schauspieler übergeben. Ja, in der Theorie ist das so, in der Praxis sieht es jedoch anders aus. Man kann als Regisseurin ab dem Zeitpunkt der Pre-

miere nicht mehr eingreifen, das Stück bekommt ein Eigenleben, man ist genauso nervös wenn der Vorhang aufgeht, als würde man hinter der Bühne stehen. Man horcht auf jede Feinheit und das Echo des Publikums. Aber wenn es funktioniert, dann ist es ein absolut sensationelles Gefühl. Stolz auf die Schauspieler, stolz darauf, dass das eigene Konzept aufgegangen ist. Es spornt an, immer weiter zu machen.

Eine spezielle Disziplin ist für mich das Kindertheater. Das Kindertheater hat bei der Leobühne Innsbruck eine sehr lange Tradition. Seit Jahrzehnten wird im Advent Kindertheater angeboten. Ich selbst habe im Kindertheater Rollen übernommen. Seit mehreren Jahren haben wir dieser Tradition ein wenig neues Leben eingehaucht und eine Jugendtruppe aufgebaut. Kinder spielen für Kinder – mittlerweile ist dieses Konzept auch Tradition geworden. Mit Kindern zu arbeiten, ist nochmals spannender als mit dem Erwachsenen. Kinder sind in ihren Emotionen und Ausdruck spontaner und, ja, ich würde fast sagen, leidenschaftlicher. Sie sind genauso nervös und aufgeregt und freuen sich, wenn das Publikum reagiert.



Die 7 Raben – Sofie Schneidermayr, Loreen Medwed, Leo Randolph, Sofia Fasching, Sophie- Elise Wechdorn, Johanna Gehwolf, Larissa Medwed, Katalina Gegenburger Leobühne 2018

Foto: M. Hutz



Ich bin Ich, Larissa Medwed und Loreen Medwed

Foto: M. Hutz

Und gerade das sehr junge Publikum ist unser größter Kritiker. Der Erwachsene schaut sich das Stück an und denkt sich: „Das war jetzt nicht so berauschend!“ Kinder jedoch zeigen ihren Unmut, wenn ihnen ein Stück nicht gefällt, sie werden unruhig und es wird ihnen langweilig. Aus diesem Grund ist die Regie des Kindertheaters in meinen Augen die Königsdisziplin.

Seit einigen Jahren darf ich als Obfrau die Geschicke der Leobühne leiten, und diese administrative Aufgabe ist auch eine besondere Herausforderung. Es geht im Theater nicht nur darum, dass ein Stück gespielt wird, man muss sich als Bühne auch dementsprechend vermarkten. Es genügt nicht, ein gutes Stück zu produzieren, es geht auch darum, dass das Publikum über dieses Stück informiert wird. Denn eines ist neben einer guten Produktion sehr wichtig, das Publikum. Das Publikum ist das Salz in der Suppe, ohne Publikum brauchen wir nicht zu spielen. Das Publikum ist unser Stimmungsbarometer, es sagt uns, ob das, was wir machen, gut ist oder nicht, es ist der Motor, der uns antreibt, immer wieder dieses Spiel mitzumachen.

Nichts ist schöner, als vor dem Beginn des Stückes durch den Schlitz im Vorhang zu schauen und zu sehen, dass der Saal voll ist, dass man vor einem ausverkauften Haus spielt. Man hört das Stimmengemurmel und das ist es, was einen ansteckt, die Nervosität, die auf einen übergreift, die das letzte wichtige Bestandteil des Puzzles ist. Das sind die Augenblicke, die einem sagen, dass es die Mühe wert ist, dass man zwei bis dreimal in der Woche seine Freizeit opfert, dass man über Monate die Samstage verplant hat, dass man sich um Kostüme, Rollenaufteilungen, Maske, Plakate, Fotos usw. gekümmert hat. – Man kann es nicht anders bezeichnen, – es sind die Bretter, die die Welt bedeuten!

Literatur:
ULR1: George Bernard Shaw, <http://usualredant.de/weisenheiten/schauspiel-und-drama.html>, 17.11.2019, 13.36
Dobretsberger, C., „Was ich liebe, gibt mir Kraft“
Bühnenstars aus Oper und Theater erzählen, Styria, 2015

KANN, MUSS, DARF JAGD WEIBLICH SEIN?

Einblicke in die Kulturgeschichte der (weiblichen) Jagd

Andrea Aschauer



© A. Aschauer

2014 befasste sich eine Studentin des Universitätslehrganges „zum Jagdwirt“ an der Universität für Bodenkultur in Wien in ihrer Abschlussarbeit mit der Rolle der Frau als Jägerin im 21. Jahrhundert. Sie stellt zu Beginn die Frage, wie die Jagd nach der Emanzipationsbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts noch immer männlich dominiert sein kann. Die Autorin verweist jedoch auf ein unübersehbares Aufholen der weiblichen Minderheit im Waidwerk:

„Tatsächlich färbt der gesellschaftliche Wandel nicht zuletzt auch auf die Jagd ab. So gibt es heute eine Reihe von Jägerinnen-Bewegungen, die sich das Ziel gesetzt haben, für die Anliegen der Jagd einzutreten und das Image der Jagd aufzuwerten.“

Zehn Jahre zuvor, im Jahr 2004, veröffentlichten Anthropologen der University of Arizona eine Studie, wonach für den Homo neanderthalensis diese Problematik anscheinend nicht existierte. Frau und Herr Neandertaler kannten keine Arbeitsaufteilung bei der Jagd. Seite an Seite stellten sie Rentieren, Bisons und auch Mammuts nach. Dies wollen die Wissenschaftler an den Skelettenfunden von Neandertalerinnen erkennen. Ihre Überreste seien so robust, dass die Vorstellung, sie hätten sich nur um Kindererziehung und Nahrungszubereitung gekümmert, unwahrscheinlich wäre.

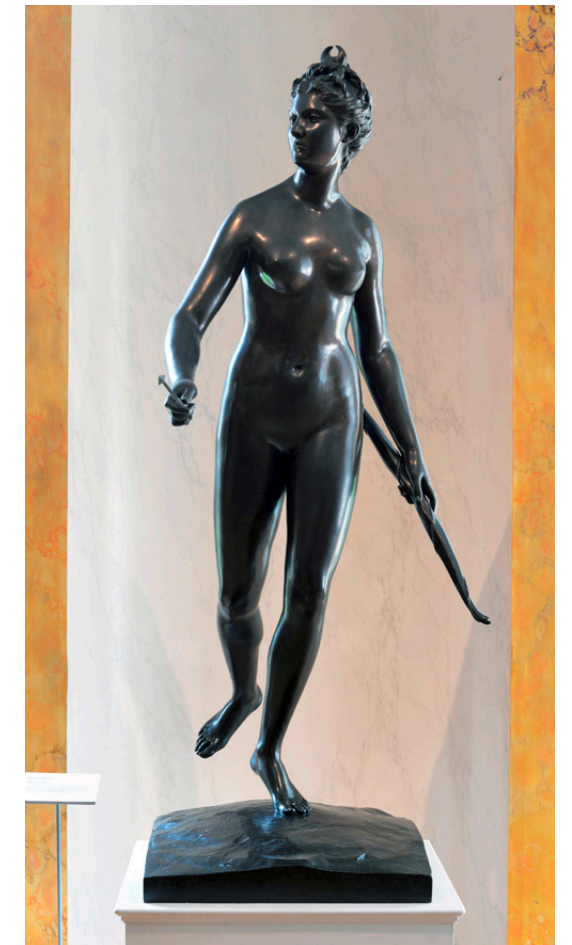
Hatten die Neandertaler vor über 40.000 Jahren einen emanzipierteren Zugang zur Jagd als der moderne Mensch des 21. Jahrhunderts?

Nun, ob emanzipiert/modern oder nicht, nach den US-Wissenschaftlern führte diese Gleichstellung von Mann und Frau bei der Nahrungsbeschaffung u.a. zum Aussterben des Homo neanderthalensis. Erst die Menschen der Gattung Homo sapiens nutzten die Umwelt durch eine stärkere Aufgabenverteilung effizienter, indem Männer die Jagd auf große Tiere zum Lebensunterhalt sowie zum Schutz der Gemeinschaft übernahmen und Frauen für die Aufzucht des Nachwuchses, das Sammeln zusätzlicher Nahrungsmittel und deren Zubereitung sorgten.

Es scheint also, die „männliche“ Jagd sei aus einer (Über-) Lebensnotwendigkeit heraus entstanden und im Erbgut des modernen Menschen festgeschrieben.

Manchem Verfechter der Theorie „die Jagd ist nur etwas für Männer“ mag dies Wasser auf die Mühlen sein, allerdings trocknet der Zubringerbach langsam aber stetig aus bzw. sei angemerkt, dass diese Mühle niemals auf einem stabilen Fundament stand.

Denn ganz abgesehen von einer gewissen, sicherlich nicht ganz unberechtigten, Skepsis gegenüber den genannten anthropologischen Theorien made in USA, hatte die Jagd seit der Antike eine nicht unbedeutende weibliche Seite. Schon die Tatsache, dass die Jagdgottheiten der Griechen und Römer, Artemis und Diana, weiblich besetzt waren, verweist darauf, dass Frauen jagten und die gesamte Gesellschaft die jagdlichen Fähigkeiten der Frauen durchaus anerkannte.



Diana, die Jägerin

Bronzeskulptur von Jean-Antoine Houdon (1741-1828), 1776, Musée des Beaux-Arts, Tours



Sarkophag mit der Darstellung der Jagd auf den Kalydonischen Eber, li. im Bild Atalante mit ihrem Bogen Foto: Giovanni Dall'Orto

Aus der griechischen Mythologie ist eine weitere berühmte Jägerin überliefert. Das vom Vater ausgesetzte neugeborene Mädchen Atalante wurde von einer Bärin gestillt, die Artemis geschickt hatte. Eine Gruppe von Jägern fand das Kind, nahm es auf und brachte ihm die Kunst des Jagens bei, die Atalante bald wie kaum ein Mann beherrschte. Die jungfräuliche Jägerin erhielt sogar eine Einladung zur Jagd auf den Kalydonischen Eber, der groß wie ein Ochse und ausgestattet mit Borsten wie Speißen und Zähnen wie von einem Elefanten gewesen sein soll. Bereits im Vorfeld der eigentlichen Jagd versuchten die Zentauren Hylaios und Rhoikos, ebenfalls Mitglieder der Jagdgemeinschaft, Atalante zu vergewaltigen. Beide streckte sie darauf mit wohlgezielten Pfeilen nieder.

Auch dem monsterhaften Eber versetzte die Jägerin den ersten Schuss aus ihrem Bogen und trug somit entscheidend zum Sieg über das Ungeheuer bei.

Den nun aufkeimenden Einwänden, Artemis, Diana und Atalante seien Figuren der Mythologie, im wahren Leben könne keine Frau bei der Jagd einem Mann das Wasser reichen, kann/muss/darf wiederum widersprochen werden.

In einer illustrierten lateinischen Handschrift aus England, dem „Queen Mary's Psalter“ vom Beginn des 14. Jahrhunderts, sind Frauen bei der Frettchenjagd auf Hasen dargestellt. Bei dieser bis heute praktizierten Jagdmethode auf Hasen benötigt es zwar weniger körperliche Stärke, jedoch große Geduld und Geschick. Die dressierten Frettchen werden in einen Hasenbau geschickt, das fliehende Langohr muss an einem der Ausgänge erlegt oder gefangen werden.



Frauen auf der Frettchenjagd Illustration im „Queen Mary's Psalter“, 1316-1321, British Library, London

Doch auch die Jagd mit Pfeil und Bogen war nicht nur den Jagdgöttinnen Artemis und Diana oder der jungfräulichen Jägerin Atalante vorbehalten.

Ein Holzschnitt aus dem 1565 entstandenen Werk „Historia delle Genti“ des Erzbischofs Olaus Magnus von Uppsala zeigt die Jagdaktivitäten der Finnen und Lappen. Dargestellt sind zwei Männer und eine Frau, die mit Pfeil und Bogen auf Schneeschuhen jagen. In der Bildunterschrift wird darauf hingewiesen: „Frauen jagen genauso flink wie Männer – oder noch ein bisschen besser“.



Frauen jagen genauso flink wie Männer – oder noch ein bisschen besser Holzschnitt aus der „Historia delle Genti“, 1565, Library of Congress, Washington D.C.



Frau bei der Hasenjagd Illustrationen im Stundenbuch von Taymouth, 14. Jh., British Library, London

Dass die Jagd zu keiner Zeit rein männlich besetzt war, zeigen weiters eindrucksvoll die Illustrationen im „Stundenbuch von Taymouth“ aus dem frühen 14. Jahrhundert. Hier werden jagdhornblasende, mit Bogen, Speiß und Falken jagende Frauen dargestellt.



Frauen bei der Jagd auf einen Hirsch Miniatur auf Pergament aus dem Fürstenspiegel von Christine de Pizan (1364-1429), ca. 1407-1409

Auch die französische Schriftstellerin und Philosophin Christine de Pizan (1364-1429) beschreibt in ihrem Werk „Fürstenspiegel“ jagende Frauen.

Im 15. Jahrhundert wurden Jägerinnen sogar in Jagdorden aufgenommen. Herzog Gerhard II. von Jülich-Berg gründete am 3. November 1444, dem Hubertustag, in Erinnerung an den Sieg in der Schlacht bei Linnich den Hubertusorden, dessen Aufnahme-regeln u.a. bestimmten, dass Frauen aufgenommen werden können, doch mussten sie verheiratet sein.

Im Laufe der Geschichte gibt es zahlreiche weitere Hinweise auf die Beteiligung von Frauen bei der Jagd: Die Gattin Karls des Großen ging 768 mit ihm und ihren sechs Töchtern hoch zu Ross auf die Jagd. Die beiden Frauen Kaiser Maximilians I. (1459-1519), Maria von Burgund und Bianca Maria Sforza, kamen bei Jagdunfällen ums

Leben. Der englische König Heinrich VIII. (1491-1547) ging häufig gemeinsam mit seiner zweiten Frau Anne Boleyn auf die Jagd. Königin Elisabeth I. von England (1553-1603) war eine leidenschaftliche Jägerin.

Spuren von Jägerinnen lassen sich auch in der Literatur finden. In „Tristan und Isolde“ verweist ein Vers auf die Jagdleidenschaft der beiden:

„So zogen sie, ich weiß es wohl, mit Hund und Armbrust durch den Wald und suchten nicht nach Unterhalt, nur Jägerlust war ihr Verlangen, nur Kurzweil sind sie nachgegangen.“

Nun waren die bisher genannten Jägerinnen meist Göttinnen oder Königinnen. Nach der Auflösung des Götterhimmels und dem Ende der höfischen Jagden, wurde für Frauen die Ausübung des Waidwerkes schwieriger. Absolutismus und Biedermeier sahen die Frau in anderen Funktionen, denn als Jagdpartnerinnen ihrer Väter, Männer und Brüder. Nach Auffassung der Romantik standen Frauen der Natur zwar näher, Stutzen, Gamsbart und Adlerfeder blieben dem wackeren Jäger(-smann) vorbehalten.

Eine Ausnahme stellte die Kaiserin von Österreich, Elisabeth (1837-1898) dar, die als begeisterte Reiterin die Jagd auf Hirsch, Fuchs und Hase liebte – sehr zum Missfallen ihrer Schwiegermutter und des gesamten österreichischen Hofes.

Frauen des Volkes fröhnten dem Waidwerk wohl eher selten. Es ist aber anzunehmen, dass auch Frauen der bürgerlichen Gesellschaft durchaus mit Waffen umzugehen wussten. In den wenigen belegten Fällen ging es meist um wildernde Jägerinnen, die jedoch kaum aus Vergnügen, sondern der Not erwachsend auf die Pirsch ginigen.



Frauen auf der Jagd, 1920
Fotografie, Provincial Archives of Alberta

Elisabeth Lackner (1845-1921) aus Ginzling im Zillertal, besser bekannt als „Floitenschlagstaude“ brachte es als Wildschützin zu einiger Berühmtheit. In ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, bewirtschaftete sie mit ihrem Mann eine kleine Bauernwirtschaft am „Floitenschlag“, einem steilen, unwirtlichen Hang im hinteren Zillertal. Das pralle Leben kannte sie nie, nach dem frühen Tod des Mannes, fiel es ihr noch schwerer, ihre große Kinderschar zu ernähren. Die „Staude“, wie sie aufgrund ihrer schlanken und hochgewachsenen Gestalt genannt wurde, ging zur Aufbesserung des Speisezettels auf die Jagd, die sie von ihrem Vater gelernt hatte. Man sagte ihr nach, dass sie mit der Flinte weit besser umgehen konnte als mit dem Kochlöffel. Gemäß den Überlieferungen ging es der „Floitenschlagstaude“ bei ihren jagdlichen Ambitionen jedoch nicht nur um die Ernährung ihrer Familie, sie fühlte eine gewisse Leidenschaft gegenüber der Jagd und erfreute sich an den Trophäen. Nicht

zuletzt soll es ihre große Freude und Genugtuung bereitet haben, die (männliche) Jägerschaft zu überlisten. Dies funktionierte jedoch nicht immer, mehrere Male wurde sie aufgegriffen und vor Gericht gestellt. 1886 wurde sie wegen Gamsdiebstahl zu sechs Monaten schwerem Kerker verurteilt.

Aber der Mitte des 20. Jahrhunderts haben Emanzipation und Wohlstand die Anzahl der Jägerinnen stetig steigen lassen. Studiengänge, wie jener zum „Jagdwirt“ an der BOKU Wien, verzeichnen einen Anstieg weiblicher Studierender.

Der Frauenanteil bei Jagdscheinkursen beträgt seit einigen Jahren 20%. Jägerinnen schließen sich zu Gruppen zusammen, wie die Kitzbüheler Jägerinnen. Es gibt ein eigenes Magazin für „Die Jägerin“,

der Bezirk Innsbruck-Stadt wird von einer Jägermeisterin angeführt (Mag. Fiona Arnold).

Ob Neandertalerin, Atlante, Sissi, Floitenschlagstaude oder Bezirksjägermeisterin – die Jagd hatte und hat in der gesamten Menschheitsgeschichte einmal mehr, einmal weniger ausgeprägte weibliche Züge.

Die Titelfrage „Kann, muss, darf Jagd weiblich sein?“ kann also eindeutig mit „Ja“ beantwortet werden: Die Jagd konnte schon immer, musste manchmal und darf auf jeden Fall weiblich sein.



Frauen bei der Möwenjagd

Ölgemälde, ca. 1900

Ein Interview mit Frau Prof. Högl

SCHLAFES SCHWESTER

Renate Linser-Sachers



Univ.-Prof. Dr. Birgit Högl, die Instanz auf dem Gebiet der internationalen Schlaforschung.

Foto: MUI / F. Lechner

Schlaf ist ihre Leidenschaft. Zu erforschen, warum guter Schlaf leider nicht selbstverständlich ist, zunehmend zu verstehen, dass Schlaf als Hausmeister des Gehirns fungiert und mit ihren bahnbrechenden Erkenntnissen zur international anerkannten Koryphäe aufzusteigen, wurde vergangenen Oktober mit dem Tiroler Landespreis für Wissenschaft ausgezeichnet.

- Univ.-Prof. Dr. Birgit Högl, gebürtige Bayerin mit Wurzeln in Salzburg, seit über 20 Jahren Leiterin des Schlaflabors an der Universitätsklinik Innsbruck, Autorin von über 280 wissenschaftlich einschlägigen Publikationen vorwiegend in Englisch, 40 Buchkapiteln und drei Büchern - das vierte ist praktisch fertig.
- Univ.-Prof. Birgit Högl, Studium der Medizin an der TU München/ Facharzt Neurologie an einem Münchner Lehrkrankenhaus, Forschungsstipendium in Südamerika, wo sie mehrere Jahre in Buenos Aires verbrachte und wo der erste Kontakt mit der Arbeit im Schlaflabor erfolgt war. Über das Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München sollte 1999 der Weg nach Innsbruck führen.
- Univ.-Prof. Birgit Högl, 2003 assoziierte und seit 2019 berufene Professorin, seit 2019 Präsidentin der World Sleep Society.
- Univ.-Prof. Birgit Högl, Vorstandsmitglied in verschiedenen internationalen Fachgesellschaften (z.B. Pastpräsidentin der Österreichischen Gesellschaft für Schlafmedizin, frühere Präsidentin der European RLS Study Group, u.v.a.m.), die dankenswerterweise in einem so übertakelten wie weltumspannenden Terminkalender Zeit für ein Gespräch mit Panoptica finden konnte.



Die Verleihung des Wissenschaftspreises des Landes Tirol 2019, überreicht von LR Bernhard Tilg an Univ.-Prof. Dr. Birgit Högl. Im Bild mit Laudatorin Christine Bandtlow, Vizedirektorin der Medizinischen Universität Innsbruck (li.) und der von ihr nominierten Nachwuchshoffnung Dr. Ambra Stefani. Chapeau!

© Land Tirol/Schwarz

Panoptica: Wie fühlt Frau sich mit dem Tiroler Landespreis für Wissenschaft in der Tasche?

Birgit Högl: Es ist eine unglaubliche Ehre und Auszeichnung. Ich hätte mir nie vorgestellt, jemals eine so hohe Auszeichnung erfahren zu dürfen. Man sehe sich nur die allerhöchstkarätigen Forscher an, die den Tiroler Landespreis für Wissenschaft erhalten haben!

Besonders gefreut hat mich auch die Möglichkeit, Dr. Ambra Stefani aus Verona als Nachwuchsforscherin zu nominieren, diese Auszeichnung gemeinsam mit mir zu erhalten. Sie hat ihre Facharztausbildung noch gar nicht abgeschlossen. Ambra ist Teil unseres starken Teams mit vier Fachärztinnen und einer international besetzten, sehr engagierten Crew aus Schlafmedizinerinnen und SchlafforscherInnen. Wir hatten und haben immer exzellente Mitarbeiter, die auch wissenschaftlich tätig sind, und solche, die temporär im Rahmen von Stipendien oder Kooperationsprojekten aus aller Welt nach Innsbruck kommen. Forschung lebt von Kooperation – innerhalb unserer MUI, innerhalb der Kliniken, mit ausländischen Universitäten, das Um und Auf sind dabei aber die einzelnen Menschen in der Arbeitsgruppe.

Panoptica: Waren es womöglich eigene schlaflose Nächte, die sie zur international renommierten Spezialistin für Schlafforschung werden ließen?

Birgit Högl: Nein (lachend), wohl eher die Faszination, was im schlafenden Gehirn vor sich geht und wie es das Gehirn überhaupt schafft, Schlaf herzustellen – und wie dieser diese vielen positiven Funktionen ausübt, welche man erst jetzt mehr und mehr zu verstehen beginnt. Subjektiv

weiß jeder, wie man sich nach einer schlaflosen Nacht fühlt, aber trotzdem war die Frage, welche objektiven Funktionen Schlaf überhaupt hat, lange Zeit nicht wirklich gut zu beantworten. Bis vor kurzem hat man lediglich beobachtet, welche Funktionen beeinträchtigt sind, wenn man lange nicht schläft. Es gibt zwar viele Forschungen, aber dass Schlaf tatsächlich für die Funktion des Gehirns, z.B. die Funktion der Nervenzellverbindungen, wichtig ist, verstehen wir erst zunehmend. Schlaf als „Hausmeister“ des Gehirns ermöglicht zum Beispiel schädliche Eiweißformationen, die sich im Wachzustand im Gehirn ansammeln und während des Schlafs wieder „auswaschen“, sprich entfernen. Die wichtige Wechselwirkung von einerseits Schlaf und Schlafregulation und andererseits der inneren Uhr wird auch oft unterschätzt.

Panoptica: Wann haben Sie sich für dieses Fachgebiet entschieden?

Birgit Högl: Bereits am Anfang meines Medizinstudiums interessierten mich besonders die Neurowissenschaften, im Laufe der neurologischen Facharztausbildung in München gesellte sich die Neurophysiologie als sehr spannendes Feld dazu. Schlaf deckt beides ab und ist außerdem eine relativ junge klinische Disziplin mit enorm vielen Zuwächsen bei Forschungsergebnissen in ganz verschiedenen Bereichen. Da findet in den letzten zwei, drei Jahrzehnten eine Explosion des Wissens statt. Es ist natürlich toll, in einem solch dynamischen Bereich tätig zu sein, wo fast schon täglich neue Wissenszuwächse verzeichnet werden können. Parallel dazu haben wir dadurch, dass es so ein junges und erst wachsendes Fachgebiet ist, den Vorzug, dass wir uns international noch alle untereinander kennen und global eng in sehr guter Zusammenarbeit kooperieren.

Panoptica: Ab welchem Zeitpunkt sollte man Schlaflosigkeit abklären lassen?

Birgit Högl: Wenn man über längere Zeit nicht nur bei einzelnen besonderen Situationen einmal eine schlaflose Nacht hat, sondern regelhaft mit Problemen beim Ein- oder Durchschlafen kämpfen muss, oder nicht erholt aufwacht. Und wenn's einen selbst beeinträchtigt. Schlaflosigkeit zählt zu den Krankheiten, wo der eigene Leidensdruck im Vordergrund steht wenn es darum geht, etwas dagegen zu unternehmen.

Panoptica: Wann raten Sie zu medikamentösen Einschlafhilfen?

Birgit Högl: Zuerst muss man immer die Art und Ursache der Schlaflosigkeit abklären. Bei chronischer Schlaflosigkeit, wenn keine spezifisch zu behandelnde andere Ursache gegeben ist, betrachten die großen Fachgesellschaften mittlerweile als erste Wahl nicht-medikamentöse Behandlungsstrategien, d.h. das Schlafen wieder zu erlernen. Es gibt spezielle Programme mit maßgeschneiderten Trainingseinheiten, die auf mehreren Säulen beruhen. Glücklicherweise haben wir in Innsbruck die Möglichkeit, diese anzubieten, und an den soeben erschienenen Richtlinien für European Academy for cognitive behavioral therapy of insomnia mitzuwirken. Natürlich hätten manche Betroffene oft zunächst lieber eine Schlaftablette, da es schneller zu gehen scheint. In einem Lernprogramm (ca. acht Sitzungen über mehrere Monate) muss man selbst auch Zeit aufbringen und aktiv mitmachen, das ist sicher zunächst anstrengender. Diejenigen aber, die das durchgezogen haben, sind danach meistens sehr froh, da sie dann wieder selbst die Kontrolle über ihren Schlaf übernommen haben. Da so ein Programm personalaufwändig ist, gibt es das leider noch nicht flächendeckend.

Panoptica: Leiden eher Männern oder Frauen unter Schlafproblemen?

Birgit Högl: Das ist je nach Alter und je nach Art der Schlafstörung unterschiedlich. Wir müssen in jedem Fall schauen, was dahintersteckt. Manche schlafen schlecht, weil die innere Uhr falsch eingestellt ist, wegen Depressionen, wegen unruhiger Beine, Atmungsstörungen oder Medikamenten. Wichtig ist eine Abklärung und in Folge die spezifische Behandlung.



Schlafforschung auf höchstem Niveau im Labor der Medizinischen Universität Innsbruck unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Birgit Högl seit Gründung vor über 20 Jahren.
Foto: MUI / F. Lechner

Was man auch sagen kann ist, dass Frauen oft Mehrfachbelastungen haben und dann besonders dazu neigen, gerade am Schlaf zu sparen. Dabei kann man nur ausgeschlafen den vielen Anforderungen des Alltags gut entsprechen. Auch um auf lange Sicht gesund zu bleiben, sollte man sich ausreichend Zeit nehmen zum Schlafen.

Panoptica: Sie erforschen mit Ihrem Team im modernen Schlaflabor der Univ.-Klinik Innsbruck Schlaferkrankungen. Anhand von Probanden, oder wie darf sich Frau das vorstellen?

Birgit Högl: Wir beforschen einerseits gesunde Probanden, um vom Schlaf mehr zu erfahren, u.v.a. anhand einer von uns entwickelten Video-Analyse. Wir sind andererseits in der glücklichen Lage, dass Tiroler Patienten sehr aufgeschlossen sind, wenn wir sie fragen, ob sie neben ihrer klinischen Untersuchung auch bereit wären, an einem Forschungsprojekt mitzumachen - etwa, indem sie uns erlauben, ein Blutröhrchen zusätzlich abzunehmen, oder bestimmte Fragebogen auszufüllen. Viele Schlafstörungen fußen auf starken genetischen Einflüssen –in der Regel nicht einfach von Eltern auf Kinder übertragen, sondern durch sog.

genetische Varianten, die auch in der nicht betroffenen Bevölkerung häufig sind. Um hier zu neuen Ergebnissen zu kommen, braucht man sehr große Zahlen, und die kommen durch Kooperationen zustande. Im Bereich der Genetik arbeiten wir z.B. mit der TU München, und mit Universitäten in Stanford und Montreal zusammen.

Panoptica: Mit Selbstverständnis einfach ein- und durchschlafen und am Morgen frisch und ausgeruht aufwachen zu können, ist ein unermesslicher Segen, der vielen verwehrt bleibt. Ist die Tendenz dazu, das nicht (mehr) zu können, mit der Schnelllebigkeit gewachsen?

Birgit Högl: Man weiß, dass die Gesamtschlafdauer in den letzten 100 Jahren gut eine Stunde abgenommen hat. Eine wesentliche Rolle spielt dabei, dass wir den Tag beliebigst durch Licht verlängern können, weiters die heutige

24-Stunden-Gesellschaft. In Krisensituationen, etwa wirtschaftlichen, wenn massenweise Menschen ihre Arbeit verlieren, nach 9/11 oder dem Erdbeben in Fukushima ist immer ein deutlicher Anstieg der Schlaflosigkeit zu verzeichnen. Auch früher hat's Schlafstörungen gegeben, die Literatur ist von Dostojewski bis Kafka voll davon. Man weiß übrigens auch, dass es in historischen Zeiten auch schon Versuche gab, schlaflose Nächte mit Hilfe von Präparaten zu bekämpfen – einige davon waren auch ziemlich toxisch. Körperliche Müdigkeit alleine garantiert übrigens nicht, gut zu schlafen, ebenso wie übertrieben sportliche Betätigung kurz vor dem Schlafengehen bei vielen Menschen kontraproduktiv für eine gute Nacht ist.

Panoptica: Ein reines Gewissen sei ein sanftes Ruhekissen, so die alte Mär' – ist da was dran?

Birgit Högl: Dieser Spruch ist wirklich eine alte Mär' und ungerechtfertigt. Weil das denen, die schlecht schlafen, unterstellt, dass sie „etwas ausgefressen“ haben. Wie gesagt, gibt es nahezu 100 verschiedene Schlafstörungen, und es ist immer notwendig, die Ursache genau aufzuklären. Natürlich ist es auch so, dass sich belastende Situationen im Privatleben oder Beruf negativ auf den Schlaf auswirken können. Und wenn es gelingt, diese zu bereinigen, bessert sich auch der Schlaf in vielen Fällen – aber nicht in allen. Eine rezente Studie aus Finnland hat übrigens auch gezeigt, dass Menschen, die ihre Pension angetreten haben, auf ca. 40 Minuten längere Schlafzeit kommen. Generell stellt sich der Schlafrhythmus mit zunehmendem Alter um – viele Menschen sind als junge Erwachsene Nachtmenschen und mutieren im Laufe des Alterns zu Morgenmenschen, d.h. werden früher wach, wo man doch endlich länger schlafen könnte ...

Panoptica: Wie viel Prozent der österreichischen Bevölkerung ist in etwa von Schlaflosigkeit betroffen?

Birgit Högl: Zuerst einmal gibt's – alle zusammengezählt – niemand, der nicht ein oder zwei Mal in seinem Leben mit der einen oder anderen Schlafstörung Erfahrung macht. Wobei der Jetlag hier ja auch eingeordnet wird. Im engeren Sinn haben 18 Prozent der Österreicher angegeben, gelegentlich schlecht zu schlafen. Nach den strengen Kriterien einer Insomnie nach entsprechenden Diagnoseschemata wären etwas weniger, aber sicher immer noch fünf bis zehn Prozent aller Österreicherinnen und Österreicher betroffen. Gerade wenn man über Häufigkeit von Schlaflosigkeit in der Bevölkerung spricht, sind die unterschiedlichen Angaben nämlich auch davon abhängig, welche Definition für Insomnie genau verwendet wurde.

Panoptica: Welche Untersuchungen sind bei Schlaflosigkeit notwendig und welche innovativen Behandlungsmöglichkeiten stehen heute für die Schlaflosigkeit zur Verfügung?

Birgit Högl: An erster Stelle steht eine ausführliche Untersuchung zum Beispiel an unserer Spezialambulanz für Schlafstörungen. Dabei versuchen wir einzugrenzen, wo genau das Problem liegt. Dann wird entschieden, welche Zusatzuntersuchungen nötig sind. Bei Schlaflosigkeit muss man nämlich nicht immer ins Schlaflabor, oft helfen hier andere Untersuchungen besser weiter. Nicht-medikamentöse Behandlungsansätze haben sehr gute Erfolge bei der Insomnie, fallweise auch in temporärer Ergänzung mit bestimmten Medikamenten. Außerdem richtet sich die Behandlung nach der Art der Schlafstörung, z.B. ob eine schlafbezogene Atmungsstörung, eine schlafbezogene Bewegungsstörung oder eine Störung der inneren Uhr vorliegt. Je nach Art der Erkrankung kommen auch nicht nur Medikamente, sondern Geräte, Hilfsmittel oder manchmal auch chirurgische Verfahren zum Einsatz. Gerade für die Erkrankungen mit erhöhter Tagesschläfrigkeit, wie etwa Narkolepsie, gibt es auch neue medikamentöse Behandlungsansätze. Das therapeutische Spektrum für schlafmedizinische Erkrankungen hat sich in den letzten Jahren jedenfalls erheblich erweitert.

Panoptica: Dass zu wenig Schlaf den ganzen Folgetag negativ beeinflusst, ist jedem Betroffenen leidvoll bekannt. Welche gravierenden gesundheitlichen Schäden sind darüber hinaus erforscht?

Birgit Högl: Nach nur einer schlaflosen Nacht sind der Stoffwechsel und das Immunsystem in ihren Funktionen bereits beeinträchtigt, z.B. steigt das Risiko, sich mit einer Erkältung anzustecken. Auf lange Sicht zu wenig zu schlafen – und dazu neigen gerade Frauen, die ihre Interessen hintanstellen und am eigenen Schlaf sparen, erhöht das Risiko von Bluthochdruck, Diabetes und Herz-Kreislauf – aber auch malignen Erkrankungen. Beim Schlafen zählt übrigens vor allem, wie viel Zeit man sich dafür nimmt, selbst wenn man dann nicht die ganze Zeit durchschläft.

Generell gilt die Empfehlung, sieben bis neun Stunden zu schlafen. Frauen benötigen oft mehr Schlaf als Männer. Viele unterschätzen den eigenen Schlafbedarf und bei chronischem Mangel die bereits vorhandenen Beeinträchtigungen wie etwa reduzierte Aufmerksamkeit. Das Gesundheitsbewusstsein in der Bevölkerung hat in den letzten Jahrzehnten zugenommen, viele wissen zumindest theoretisch über die Rolle einer gesunden Ernährung oder von ausreichend Bewegung Bescheid, aber die große Bedeutung von ausreichend Schlaf guter Qualität wird immer noch häufig unterschätzt.

Panoptica: Gibt es Situationen, in denen selbst Ihnen der Schlaf buchstäblich geraubt wird?

Birgit Högl: Eine ganz klassische Situation ist z.B. der Jetlag. Wenn man an die amerikanische Westküste fliegt, ist es neun Stunden früher als zuhause, und es dauert, bis sich der Körper umstellt. D.h. in den ersten Tagen kann es abends anstrengend sein, ein längeres Essen durchzustehen. Dafür wird man aber schon um drei Uhr in der Früh wach und fühlt sich fit, so setze ich mich an den Schreibtisch, um zu arbeiten. Oft stellt sich dann aber auch der Frühstückshunger ein, da die Appetitregulation eng mit der inneren Uhr verknüpft ist. Meist öffnen die Hotelrestaurants jedoch nicht vor 6 Uhr ... Bei internationalen Teams, die in verschiedenen Ländern leben und arbeiten, sind Telefonkonferenzen üblich. Oft ist es jedoch nicht einfach, einen gemeinsamen, für alle halbwegs akzeptablen Termin für eine Konferenzschaltung zu finden, da sich jeder in einer anderen Zeitzone befindet.



Univ.-Prof. Dr. Birgit Högl, als Präsidentin der World Sleep Society international tätig, vernetzt und renommiert.

Foto: MUI / F. Lechner

Panoptica: Welchen Einschlaf Tipp bekommen Panoptica-LeserInnen vom Profi?

Birgit Högl: Wir schlafen am besten ein, wenn wir unsere Körperkerntemperatur absenken, welche abends ansteigt und in der Nacht wieder fällt. Dazu müssen a) Hände und Füße warm sein, um diese Wärme an die Umgebung abgeben zu können und b) muss die Umgebung kühl genug sein. Ein Grund, warum wir bei Hitze schlecht schlafen.

Für warme Füße gab's früher (und gibt es noch) die guten, alten Bettsocken, wirkungsvoll ist auch ein schönes, warmes Fuß- oder Vollbad.

Zu guter Letzt darf seitens der Redaktion noch Immanuel Kant bemüht werden: „Drei Dinge helfen, die Mühseligkeiten des Lebens zu tragen: Die Hoffnung, der Schlaf und das Lachen“.

In diesem Sinne: Schlafen Sie hoffentlich gut. Und nehmen Sie professionelle Hilfe an, wenn's Schäfchen zählen auch nichts mehr nützt.

AUF'NÄND SCHAUGEN

Frauennetzwerke in Südtirol

Sabine Geiger



Foto: © Gerd Altmann auf Pixabay

In unserer technisierten Welt wird der Ausdruck Netzwerk vor allem mit Kontakten im Internet in Verbindung gebracht. Die Kommunikation in den sogenannten *social media* gaukelt vor, ein intaktes gesellschaftliches Umfeld zu haben, auf ein Sicherheitsnetz in weniger schönen Lebenslagen zurückgreifen zu können.

Der ursprüngliche Grundgedanke eines Netzwerkes umfasst den Aufbau und die Pflege von persönlichen, sozialen Kontakten zur Bewahrung des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Die sogenannten Business-Clubs oder Cluster sind ebenfalls nichts anderes als Netzwerke, welche eine Bündelung von beruflichen Kontakten zur Verbesserung der Wirtschaftsleistung als Ziel haben.

Das Netzwerk ist weiblich

Bedient man sich der freien Enzyklopädie Wikipedia und sucht nach dem Begriff Frauennetzwerk, wird man auf die Einträge zum Thema „Frau“ weitergeleitet und landet schließlich nach detailgenauen Beschreibungen unserer Anatomie überraschenderweise bei der Urgeschichte von Naturvölkern. Darin ist zu lesen: *„Während die Männer umherstreiften, regelten Frauen das übrige Leben ... Frauen bildeten das eher stabilisierende, engstverflochtene Netzwerk der Gruppe.“*

Es entstanden erste Kulte und Religionen mit der Verehrung von Göttinnen. Die sozialen und rechtlichen Beziehungen – die frühen Netzwerke – begründeten auch den Begriff des „Matriarchat“, demzufolge alles über die Abstammung der weiblichen Linie begründet wäre. Der feminine Ausdruck wurde im Laufe der Geschichte (natürlich) bestritten. Ab dem 19. Jahrhundert wurde der Begriff je nach vorherrschender Weltanschauung verwendet und man(n) war sich nicht einig, ob es sich um Fakten oder Wunsch- bzw. sogar Angstbilder handelt. So gibt es bis heute keine wissenschaftlich anerkannte Definition des Begriffes.

Sei's drum. Wir Frauen sind zäh. Unsere Vorfahrinnen haben sich ihren Stellenwert in der Gesellschaft zurückerkämpft, unseren Platz bei Rechten, Rangordnungen und auch in der Wirtschaft erstritten.

Auch wenn der Kampf noch lange nicht zu Ende ist. Aber die Frauen haben sich wieder vernetzt, wie sie es aus der Evolution gelernt haben. Zum eigenen Vorteil und zum Vorteil der ganzen Gruppe.

Soziale Netzwerke in jedem Ort

Die am weitesten verbreiteten Frauennetzwerke sind nach wie vor jene, die im sozialen und familiären Bereich angesiedelt sind. Dies ist die einfachste Form, sich zu vereinigen, da diese Netzwerke in jedem noch so kleinen Dorf vorhanden sind. Sie entstehen dadurch, dass „aufeinander g'schaugt wird“. Das soziale Bewusstsein und die karitativen Grundsätze sind vor allem in den kleinen Orten nach wie vor sehr präsent.

Der **Katholische Verband der Werktätigen** orientiert sich an der Soziallehre der Kirche und ist Ausdruck zwischenmenschlicher Solidarität. Das christlich-soziale Netzwerk setzt sich für gerechte Lebensbedingungen, für sozialen Frieden und die Bewahrung der Schöpfung ein. Vor allem die KVV Frauen arbeiten für eine moderne, effiziente Familienpolitik, für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, für eine ausreichende Altersvorsorge der Frauen und gegen das Armutsrisiko. Diese wichtigen Anliegen sollen durch Beratung, Information und Hilfestellung in den verschiedenen Lebenslagen erreicht werden.

Auch die **Katholische Frauenbewegung** der Diözese Bozen-Brixen ist ein Netzwerk von Frauen in Kirche und Gesellschaft, die offen ist für Frauen aller Generationen und Sprachgruppen sowie aller Gesellschafts- und Bildungsschichten. Sie sieht sich als Ort der Begegnung mit Frauen anderer Kultu-

ren, Konfessionen und Religionen. Sie setzt sich für eine lebendige Liturgie ein und strebt die Anerkennung und volle Gleichberechtigung der Frauen in der Kirche an. Die Frauenbewegung arbeitet für ein gutes soziales Miteinander, setzt sich für frauenrelevante gesellschaftspolitische Themen ein, vernetzt sich mit anderen Organisationen und positioniert sich durch öffentliche Auftritte und Stellungnahmen.

Ein ebenfalls auf christlich-soziale Werte gründendes Netzwerk ist die **Südtiroler Bäuerinnenorganisation**, welche sämtliche Anliegen der Frauen am Land auf allen Ebenen vertritt. Die Interessensvertretung bildet eine Teilorganisation des Südtiroler Bauern-

bundes und vereinigt über 1.000 Funktionärinnen in 151 Ortsgruppen. Die Mitglieder werden durch Aus- und Weiterbildungen geschult, erhalten Informationen und Hilfestellungen in sämtlichen Anliegen und können vielfältige Beratungen in Anspruch nehmen. Die Bäuerinnenorganisation verknüpft soziale wie auch wirtschaftliche Kontakte der landwirtschaftlich tätigen Frauen.

Das Netzwerk **Frauen helfen Frauen** in Bozen, Meran und Bruneck sieht die Begleitung von Frauen und Mädchen in Krisensituationen als ihre Hauptaufgabe an. Da meist Frauen die Hauptlast einer schwierigen Familiensituation tragen und oft ihre eigenen Bedürfnisse hintanstellen, soll genau diesen wichtigen Familienmitgliedern durch gezielte Beratungen, Aussprachemöglichkeiten und Informationen über Veränderungsmöglichkeiten unter die Arme gegriffen werden.



Foto: © Katholische Frauenbewegung Südtirol



Foto: © LPA - Barbara Franzelin

Die **Plattform für Alleinerziehende** vernetzt über 50.000 Eltern und Kinder in Ein-Eltern-Familien in Südtirol und bietet neben unterstützenden sozialen Kontakten auch Rechtsberatungen an. Dies soll dazu beitragen, die finanziellen Belastungen zu meistern, da vor allem alleinerziehende Frauen nach wie vor am stärksten von Armut betroffen sind. Gleichzeitig soll eine körperliche und seelische Überlastung abgewendet werden.

Das Netzwerk **Sozialgenossenschaft Tagesmütter** unterstützt seit fast 30 Jahren Familien in Südtirol durch ein breites Angebot an familienergänzender Kinderbetreuung. Es werden nicht nur berufstätige Mütter und Väter entlastet, die Betreuungsform bietet auch über 90 ausgebildeten Tagesmüttern eine Verdienstmöglichkeit, welche mit ihrer eigenen familiären Situation in Einklang gebracht werden kann.

Das **Live Aid Center (CAV)** ist ein Netzwerk Freiwilliger, das im Jahr 1980 in Bozen gegründet wurde. Das Annehmen von neuem Leben in einer ungewollten oder schwierigen Schwangerschaft stellt eine besondere Herausforderung dar, die BetreuerInnen widmen sich den Betroffenen Frauen mit besonderer Aufmerksamkeit und viel Einfühlungsvermögen. Den speziellen Bedürfnissen von ausländischen

Frauen in Südtirol nimmt sich der Verein **Frauen Nissà** an. Dabei wird die Integration unter Beibehaltung der Interkulturalität großgeschrieben.

Beruflich bestens vernetzt

Durch die breitgefächerten Tätigkeiten der Südtiroler Frauen sowohl in Kleinbetrieben, Familienfirmen oder in Führungspositionen spielt auch die berufliche Vernetzung eine wesentliche Rolle, um Synergien und Ressourcen zur Bewältigung der vielfältigen Arbeitsanforderungen optimal nutzen zu können.

Den wichtigen Themen Geschlechtergleichstellung und Frauenförderung nimmt sich vor allem der **Landesbeirat für Chancengleichheit** der Autonomen Provinz Bozen an. Dieses im Jahr 1989 gegründete Netzwerk fungiert als beratendes Organ der Südtiroler Landesregierung. Der Landesbeirat erstellt Gutachten zu Entwürfen von

Landesgesetzen und Verordnungen oder erarbeitet Vorschläge zur Umsetzung einer tatsächlichen Gleichstellung in allen Zuständigkeitsbereichen.

Die Vernetzung und Zusammenarbeit von Vereinigungen, welche sich vorwiegend mit Frauenfragen beschäftigen, fallen ebenfalls in die Zuständigkeit dieser Institution. Der Landesbeirat besteht aus 15 weiblichen Mitgliedern aus Vorschlägen der wirtschaftlichen, sozialen, gewerkschaftlichen und politischen Organisationen, der Südtiroler Gleichstellungsrätin und der zuständigen Landesrätin bzw. dem Landesrat.

Das zugehörige **Frauenbüro** wurde im Jahr 1994 als Dienststelle des Landes Südtirol eingerichtet und sieht sich als Netzwerk für Gleichstellungsfragen und Frauenanliegen. Für alle Südtirolerinnen stehen regelmäßige Rechtsinformationsdienste zu familien- und frauenspezifischen Rechtsfragen vertraulich und kostenlos zur Verfügung.

Ein besonderer Service des „Frauenbüro“ ist **AMinistra** – ein Netzwerk von Frauen, die Mitglieder eines Verwaltungs- oder Aufsichtsrates sind oder waren. In dieser Datenbank können Absolventinnen des Lehrgangs für angehende Verwaltungsrätinnen zur Besetzung einer Verwaltungsrats-, Aufsichtsrats- oder anderen Führungsposition gezielt gesucht und gefunden werden.

Als wohl ältestes internationales Frauennetzwerk gilt die Vereinigung **„Business Professional Women International“**, welche mittlerweile weltweit berufstätige Frauen vereinigt und für eine branchenübergreifende Chancengleichheit kämpft. Das integrierte „Young BPW“ bietet Frauen bis zum

Alter von 35 Jahren zusätzliche Unterstützung am Beginn ihrer beruflichen Laufbahn. Auch Italien zählte zu den Gründungsländern von BPW International im Jahr 1930. Jene Frauen, denen durch die Kriegsergebnisse viel an Existenzsicherung und Aufbauarbeit zugefallen ist, wurden in diesem Verband vereinigt. Berufstätige Südtirolerinnen können auf die Angebote der **Federation of Italian Women Business Professionals and Artisans (FIDAPA)** zurückgreifen.

Die gleichen Ziele verfolgt auch die seit Ende der 1980er Jahre bestehende Vereinigung **Frauen im Handwerk**. Es ist dies die stärkste organisierte Gruppe von Frauen in der Wirtschaft in Südtirol, welche etwa 10.000 weibliche Bedienstete vereinigt. Dabei wird nicht unterschieden zwischen Inhaberinnen, Partnerinnen, Angestellten oder auch Familienmitgliedern. Ein besonderes Augenmerk legt dieses Netzwerk auf die Aus- und Weiterbildung ihrer Mitglieder und fördert das Wissen in Hinblick auf rechtliche und gesetzliche Vorgaben.

Wnet – networking women ist ein Südtiroler Netzwerk von Frauen aus Wirtschaft, Management und Dienstleistung für ein erfolgreiches und selbstbewusstes Berufsleben. Das Leitmotiv „Karriere möglich machen“ wird seit dem Jahr 2006 durch gezielte, branchenübergreifende Frauenförderung umgesetzt. Mithilfe von Beratung und Betreuung zum Beispiel bei beruflicher (Neu-)Orientierung werden die vernetzten Kontakte bestmöglich genutzt, um „die richtige Frau für die richtige Aufgabe zu finden“. Ein regelmäßiger Erfahrungsaustausch bei Netzwerktreffen ermöglicht die Aktualisierung der sich ständig wandelnden beruflichen Bedingungen und der somit geänderten Anforderungen.

Netzwerk Kunst

Auch auf künstlerischer Ebene gibt es in Südtirol verschiedene Institutionen, welche die Anliegen der Frauen unterstützen. Der **Südtiroler Künstlerbund** ist zum Beispiel so ein Netzwerk, das an die 400 aktive KünstlerInnen aus drei Generationen vereinigt. Die lokale und internationale Vernetzung von Kunstschaffenden und Kunstkonsumenten bildet einen Grundpfeiler dieser Organisation.



Foto: © Gerd Altmann auf Pixabay

Auch die Stadt Bozen unterstützt und fördert junge Talente im Rahmen des Projekts **Kunst ist Frau**, welches für Künstlerinnen bis zum Alter von 35 Jahren ins Leben gerufen wurde. So soll jungen Menschen am Beginn ihrer kreativen Laufbahn die Möglichkeit geboten werden, sich einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren und selbst Teil kultureller Netzwerke zu werden. Künstlerinnen aus den Bereichen Malerei, Fotografie und Grafik präsentieren ihre Werke von Oktober bis Juni abwechselnd im Foyer des Rathauses von Bozen.

Das ganzjährig geöffnete **Frauenmuseum Meran** ist Teil des „Internationalen Netzwerk der Frauenmuseen“ und zeigt in einer permanenten Ausstellung die Darstellung von Frauenidealen, Frauenbildern und Frauenrollen ab dem 19. Jahrhundert. Die „International Association of Women’s Museums“ hat seinen Sitz im Frauenmuseum Meran.

„Männer haben Seilschaften, Frauen Netzwerke“ (Astrid Schönweger)

Die hier erwähnten Netzwerke für Frauen in Südtirol bilden nur einen kleinen Auszug der bestehenden

Vereinigungen und Verbände. Jede noch so kleine Verbindung stellt ein Netzwerk dar, in dem Frauen ihre Fähigkeiten einbringen und von anderen profitieren können.

Es ist für Frauen aller Alters-, Berufs- oder Interessensschichten von großer Relevanz, sich auf örtlicher, regionaler, nationaler oder internationaler Ebene bestmöglich zu vernetzen. Durch das Nutzen von bestehenden Netzwerken sowohl in sozialer, beruflicher oder künstlerischer Hinsicht können private und wirtschaftliche Möglichkeiten optimiert werden. Da eine jede ihre Persönlichkeit und Erfahrung mit einbringt, bleibt es ein ständiger Ausgleich von Geben und Nehmen und stellt eine Winwin-Situation für alle Beteiligten dar.

DIE GESCHICHTE DER HÄUSLICHEN ERWERBSTÄTIGKEIT

Heimarbeit – damals und heute

Andrea Pancheri



Oben: Hutanfertigung in Heimarbeit um 1900.
Unten: Vereinbarkeit von Familie und Beruf?

Foto: © Bericht der k.k. Gewerbe-Inspektoren 1901 und Adobe Stock

Die Entstehung der Heimarbeit in Tirol fällt in das ausgehende 18. Jahrhundert. Sie ist ein Scharnier zwischen den alten, durch Mehrgenerationen getragenen, agrarischen Produktionsverhältnissen und der haushaltsfernen Erwerbstätigkeit in Manufakturen oder Fabriken. In Tirol trifft diese Übergangszeit der Proto-Industrialisierung auf den beinahe zeitgleich stattfindenden Rückgang des Bergbaus. Daraus ergab sich für zahlreiche Familien die Notwendigkeit sich nach anderen Einkommensquellen umzusehen. Ein typisches Phänomen der protoindustriellen Entwicklung lässt sich anhand einer im Tiroler Oberland ansässigen Baumwollfabrik aufzeigen. Um 1800 beschäftigte sie insgesamt ca. 9000 Personen, am einzigen Firmenstandort in Imst hingegen gingen nur rund 10 Prozent regelmäßig ihrer Arbeit nach. Viele der Produktionsschritte wurden von Heimarbeiterinnen und Heimarbeitern ausgeführt.

Mitte des 19. Jahrhunderts war die Heimarbeit für viele ländliche Familien in Tirol lebensnotwendig. Dieses Abhängigkeitsverhältnis nutzten die heimarbeitsvergebenden Firmen bewusst und agierten dementsprechend. Vermeintlich großzügige Angebote, wie das zur Verfügung stellen der Rohmaterialien, stellten sich bei näherer Betrachtung als hoher Aufwand für die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen heraus. Die zur Abholung notwendige Wegzeit – welche durch die im ländlichen Bereich weit verstreuten Niederlassung gut und gern mehrere Stunden pro Woche betrug – blieb nicht nur unbezahlt, sondern musste auch zu fixen Zeiten erfolgen. Das gleiche galt auch für den Rücktransport der fertigen Produkte zum Abgabepunkt. Ein weiteres großes



Technische Hilfsmittel wie bspw. Nähmaschinen musste die Heimarbeiterin auf eigene Kosten anschaffen.

Foto: Adobe Stock

Problem stellte die für Anfertigung der Produkte notwendigen Hilfsmittel dar. Gerade in der in Tirol vorherrschenden Textilproduktion wurde ein eigener Webstuhl, eine Näh- oder Strickmaschine erwartet. Die Anschaffung eines solchen Gerätes konnte zumeist nur durch finanzielle Verschuldung geleistet werden. Und damit drehte sich der Abhängigkeitskreislauf weiter – die Heimarbeiterinnen bzw. die Heimarbeiter mussten regelmäßig ihre Kreditraten bezahlen, die Arbeitsaufträge wurden von den Unternehmen jedoch nur nach saisonaler Nachfrage vergeben und waren damit hohen Schwankungen unterworfen.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert lösten sich durch die zunehmende Zentralisierung und den dort gebündelten Arbeitsmarkt die traditionellen Heimarbeitsplätze immer mehr auf. Aber ganz verschwunden sind diese Formen der häuslichen Erwerbstätigkeit nicht, sie erfuhr nur einen strukturellen Wandel.

Heimarbeit = Frauenarbeit?

Zu Beginn der häuslichen Erwerbstätigkeit in Tirol gingen Frauen wie Männer diesen außerbetrieblichen Tätigkeiten nach. Gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten wurde jedes Familienmitglied – ganz egal wie alt und welchen Geschlechtes – zur Mithilfe herangezogen. In Zeiten hoher Arbeitsauftragsanzahl galt es alle zur Verfügung stehenden Ressourcen zu bündeln, was nicht selten dazu führte, dass Kinder bereits ab dem 5. Lebensjahr bei der Heimarbeit mitarbeiten mussten um das notwendige, weil geforderte, Arbeitspensum zu erreichen. Solche Arbeitstage konnten dann trotz der Zusammenarbeit der gesamten Familie gut und gern 15 und mehr Stunden lang sein.

Eine diesbezügliche Änderung trat erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein. Um 1900 war Heimarbeit ein überwiegendes Phänomen der Frauenerwerbstätigkeit. Gerade in ländlichen Gegenden waren junge Frauen nicht mehr gezwungen den elterlichen Hof zu erlassen um für Kost und Logie irgendwo in der Landwirtschaft tätig zu sein. Mittels der häuslichen Erwerbstätigkeit konnten sie am heimatlichen Hof bleiben und zusätzlich noch etwas zum Familieneinkommen beitragen.

Der Siegeszug der Heimarbeit als „ideale“ Erwerbstätigkeit für junge Mütter begann in den Wirtschaftswunderjahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Nun wurde am Küchentisch gestickt, genäht, gelötet, gesteckt und gestrickt – fast wie am Fließband. Und wie am Fließband gestaltete sich auch die Bezahlung – es wurde wie schon in der Zwischenkriegszeit pro Stück oder Laufmeter abgerechnet, aber nur wenn auch rechtzeitig geliefert wurde. Kaum ein Heimarbeitsstellenangebot in den Regionalzeitungen der 1960er-Jahre kam ohne den Aspekt der „perfekte Kombination von Geldverdienen und Kinderbetreuung“ aus. Doch war das wirklich so? Tatsächlich konnte die Arbeitszeit frei gewählt werden, dennoch galt es Abgabetermine einzuhalten. So konnte es passieren, dass bei familiären Problemen, wie einem kranken Kind, die Mutter auf die späten Abend- oder Nachtstunden für die Erwerbstätigkeit ausweichen musste. Die Folgen für die jungen Frauen und ihre Familien – Überanstrengung und damit einhergehende zwischenmenschliche Schwierigkeiten.

Was sich bereits ab den 1950er Jahren abzeichnete belegte eine großangelegte Studie der 1980er-Jahre – lediglich 6 Prozent der häuslichen Erwerbs-

tätigen waren männliche Heimarbeiter. Dieser Anteil hat sich auch in den 2000er Jahren kaum verändert. Mehr als die Hälfte der weiblichen Heimarbeiterinnen hatten ein oder zwei minderjährige Kinder und begannen die Heimarbeit nach der „Babypause“. Entgegen der Tendenz im frühe 20. Jahrhundert ging jetzt kaum eine unverheiratete, kinderlose Frau der häuslichen Erwerbstätigkeit nach.



Klassische Heimarbeit im Alpenraum – Spitzenanfertigung. Foto: Adobe Stock

Verdienst mit Heimarbeit

So manche Frau verdiente in Heimarbeit mehr als ihr Mann, aber zu welchen Bedingungen? Es galt wie schon um 1900 – viel Zeiteinsatz war notwendig um zu einem adäquaten Einkommen zu kommen. So schrieb die staatliche Heimarbeitskommission bspw. für das Jahr 1970 den Stundenlohn für Kappen- und Mützenherstellung in Heimarbeit ohne Material mit öS 12,05 fest – zum Vergleich, der durchschnittliche Stundenlohn eines Facharbeiters lag bei rund öS 50,–. Der enorme Zeitaufwand der betrieben werden musste, wirkte sich nicht nur auf familiärer Ebene aus. Gerade im ländlichen Umfeld verändert sich die Zeitressource, welche Frauen für ihr soziales Engagement, sei es für die Altenpflege oder dem Engagement in kirchlichen Institutionen, zur Verfügung stellen konnten.

Und wie war die finanzielle Absicherung im Krankheitsfall? Heimarbeit wurde immer im Akkord bezahlt, d.h. keine Produktion – kein Geld. Ach ja, und auch keine Pension, wenn Frau nicht selbst vorsorgte.

Aus Heimarbeit wird Telearbeit

Mit dem Beginn der 1990er-Jahre ändert sich das Beschäftigungsfeld der Heimarbeiterinnen. Aus den heimarbeitenden Textilerzeuger- und -veredlerinnen wurden Telearbeiterinnen. Neben klassischen Büroarbeiten am Computer – wie dem Abtippen von Gesprächsprotokollen oder Buchhaltungsarbeiten – griffen immer öfter Telefonverkaufsunternehmen und Umfrageinstitute auf günstige Heimarbeiterinnen zurück.

Mogelpackung Homeoffice

Das Fortschreiten der Digitalisierung brachte neben der klassischen Form der selbstständigen Heimarbeiterin eine neue Variante der außerbetrieblichen Beschäftigung – das sogenannte „Homeoffice“. Hierbei ist der Arbeitnehmer/die Arbeitnehmerin in einem normalen Beschäftigungsverhältnis, nur eben räumlich vom Betriebsstandort getrennt, tätig. Die Vorteile springen einem sofort ins Auge – Zeit und Kosten für den Arbeitsweg entfallen und so ist es möglich die zur Verfügung stehenden Zeiten effektiver zu nützen. Aber ist das wirklich ein Segen? Ist eine fixe Tageszeit für das Homeoffice festgelegt, spart sich der/die Beschäftigte lediglich die Wegzeit zur/von der Betriebs-

stätte mit dem Nebeneffekt, dass die soziale Interaktion mit den Arbeitskollegen entfällt – Vereinsamung droht. Eine Kombination aus Homeoffice und fixer Anwesenheitszeiten im Betrieb kann diesen Phänomenen entgegenwirken. Bei flexibler Zeiteinteilung besteht die Gefahr, dass der Arbeitgeber nie genau wissen kann, wann sein Mitarbeiter gerade arbeitet und die Arbeitnehmerin/der Arbeitnehmer daher immer erreichbar sein muss bzw. sollte. An dieser Stelle sei mir erlaubt aus eigener Erfahrung jeder jungen Mutter, deren Arbeitgeber großzügig ein Homeoffice während der Karenzzeit anbietet, folgendes zu raten: machen sie möglichst alle Details wie Umfang der Wochenarbeitszeit (planen sie großzügig Zeit für ihre Familie ein, nicht immer läuft alles so wie in der Theorie geplant), Arbeitsanlieferung/-abgabe und Kontaktaufnahme exakt aus, ansonsten läutet ständig das Telefon, die erhoffte Flexibilität ist weg und anstatt eines entspannten Zuverdienstes wird es ein zusätzlicher Stressfaktor, der alle in Mitleidenschaft zieht.



Gefahr der Vereinsamung im Homeoffice

Foto: Adobe Stock

DIE ERSTE SIRENE

Biografische Erinnerungen

Gunter Bakay



Illustration zu H. C. Andersens „Die kleine Meerjungfrau“ (1837), von Vilhelm Pedersen (1849)

Manchmal reißen Bücher alte Wunden auf. Im vorliegenden Fall war es die gerade erschienene Neuübersetzung von Giuseppe Tomasi di Lampedusas „Sirene“, die der Fürst wenige Monate nach dem Abschluss seines schwermütigen „Leoparden“ verfasst hat.

Erzählt wird die Geschichte eines hoch dekorierten Gelehrten des griechischen Altertums, 75 Jahre alt, misanthropisch und welk an Leib und Seele. Einst aber war er ein junger, lockenköpfiger Gott mit einem traumhaften Körper – wovon ein vergilbtes Foto in seinem Arbeitszimmer zeugt. Angesichts dessen berichtet *Il Senatore*, was sich damals, vor mittlerweile 51 Jahren, an einem abgelegenen Küstenstreifen Siziliens zwischen ihm und einer unvermittelt aus dem Meer auftauchenden Sirene abgespielt hatte, die er schicksalhaft zu sich in sein kleines Fischerboot hob.

Obwohl gut tausend Jahre alt, sah Lighea (so hieß die Sirene) wie eine bildhübsche Sechzehnjährige aus, mit grünen Augen, sonnenfarbenem Haar, auseinanderstehenden Brüsten und einem perfekten Bauch. Sie strahlte animalische Freude aus, roch nach Meer und blutjunger Wollust. Das absolut Besondere an ihr aber war natürlich die untere Hälfte ihres Körpers. Bedeckt mit feinen Schuppen, die perlmuttern und azurn schillerten, ging die menschliche Hälfte in einen munter zuckenden Fischleib über, der in einer zweigeteilten Schwanzflosse endete.

Die rasch aufgenommene Beziehung zwischen dem jungen Mann und der Sirene war heftig, und sie dauerte gut drei Wochen. Sie war so intensiv und so erfüllend, dass er den Rest seines Lebens keine Frau mehr angerührt hat, weil es ihm schlicht unmöglich war, sich mit geringeren Vergnügungen zufrieden zu geben.

Lighea sprach übrigens einen altgriechischen Dialekt – und sang nicht, wie die Sirenen der populären Mythologie sonst gerne tun. So einen Gesang gäbe es auch gar nicht, erklärt der spätere Experte aus eigener Erfahrung, sondern alles wäre allein in der bezaubernden Modulation ihrer Stimme befangen: Sie wäre die ganze Musik, der man nicht entfliehen kann.

Nach dem Ende der drei Wochen (es war der 26. August 1887), musste Lighea dem Ruf ihrer Artgenossen folgen und ihren menschlichen Liebhaber wie-

der verlassen. Doch sie tat dies nicht ohne dem Versprechen (welches sie jedem gab, mit dem sie sich paarte), dass sie jederzeit und ganz bestimmt für ihn da sein würde, wenn er für immer in ihr unterseeisches Paradies kommen möchte.

Und genau das wollte der Senator wenige Tage, nachdem er seine wilde Geschichte erzählt hatte. Auf der Fahrt zu einem Kongress stürzt sich der mittlerweile des Lebens überdrüssige Gelehrte vom Dampfer Rex in die Tiefe und ward nicht mehr gesehen. Das ist auch der Grund, warum wir nie erfahren werden, wie es ihm im Weiteren ergangen ist ...

*

Bei der ersten Lektüre dieser Erzählung war ich so gefangen von dem sentimental-maritimen Charme, den sie verströmt, dass ich auf gewisse Details darin nicht geachtet hatte. Das änderte sich schlagartig, als ich während einer näheren Beschäftigung auf die pikante Frage der Witwe Lampedusas stieß, die sie beiläufig an den Herausgeber des Nachlasses gerichtet hat: „Hast du dir jemals vorgestellt, wie man sich mit einer Sirene der Liebe hingibt?“ Und sie erinnerte diesbezüglich auch an eine Stelle im „Leoparden“, wo der Fürst Salina seinen Blick bewundernd tastend über die Pobacken einer (weiblichen) Brunnenfigur wandern lässt. Womit die listige Witwe natürlich nichts weniger als Analverkehr nahegelegt hat; *a tergo* zumindest!

Nun, mein Interesse war begreiflicherweise geweckt, und ich begann mich fürs Erste mit der Anatomie von Lighea zu beschäftigen. Es dauerte auch nicht lange, da stieß mir das anfangs übersehene besondere Detail ins Auge:

Ligheas Fischeschwanz setzte nach der Beschreibung des Senators nämlich „unterhalb des Gesäßes“ an – was für Sirenen (wie wir sie sonst aus Literatur und Kunstgeschichte kennen) ganz ungewöhnlich tief ist.

Doch damit nicht genug: Zwar erläutert der Senator den Liebesakt selbst nicht in seinen delikaten Einzelheiten, aber er fasst ihn wie folgt zusammen: „Es genügt zu sagen, dass ich bei diesen Vereinigungen die höchste Form der geistigen und gleichzeitig der elementaren Wollust genoss, ohne den gesellschaftlichen Nachhall, den unsere einsamen Hirten erfahren, wenn sie sich auf den Bergen mit ihren Ziegen vereinigen.“

Ziegen, Hirten, Hintern. Die Witwe Lampedusa wird wohl auf der richtigen Fährte gewesen sein.

Was ein anständiger Kulturwissenschaftler ist, der kann bei so einem Einzelergebnis aber natürlich nicht stehen bleiben! Denn gleich tauchen ja Fragen nach der Anatomie von Sirenen insgesamt auf, von Meerweibchen, Nixen, Melusinen, Rusalkas und dergleichen. Und immer wieder die selbe Frage: Wie konnten sie angesichts ihres *fischigen* Unterleibs Sex mit ihren menschlichen Partnern haben, wie und wo wurde penetriert?

Für mich begann ein Studium von Bildern, Sagen und historischen Augenzeugenberichten, das zu Kategorisierungen und groben Einteilungen führte. Einmal habe ich auch im Internet eingegeben: „How to have sex with a siren/mermaid?“ Eine Romanautorin nimmt an, dass der Sirenen Schwanz erst durch ein chitinhaltiges Exoskelett geformt wird, das während der Brunst vorübergehend abgeworfen wird und dass darunter eine normal gebaute Frau zum Vorschein kommt.

Pornofilme lösen das Problem dagegen simpel und wenig ambitioniert, indem die Kostüme der scharfen Meerweiber bloß bis zu den Knien oder Knöcheln hinuntergeschoben werden, und so weiter.

In diesem Zusammenhang stellt sich auch die prinzipielle Frage, ob wir es bei der unteren Hälfte tatsächlich mit einem *Fisch* oder nicht vielmehr mit dem Körper eines Meeressäugers (vergleichbar einem Delphin, einer Seekuh etc.) zu tun haben (in diesem Falle würde die Schwanzflosse/Fluke nicht senkrecht stehen, sondern waagrecht, wie bei *Arielle*). Auch gibt es doppelschwänzige Sirenen, und Sirenen, die menschliche Beine und nur Flossenfüße haben (wie es ein griechisches Terrakottafigürchen um 250 v. Chr. zeigt).

Man sieht, man kann wirklich eine Leidenschaft zu diesem bislang noch gar nicht umfassend gewürdigten Thema entwickeln! Man kann die gesamte Kulturgeschichte durchforsten, Theorien ausarbeiten und den Entwurf für eine Sexualmonografie skizzieren. Und dann kann man eines Tages auch feststellen, dass das alles womöglich ziemlich viel mit einem selbst zu tun hat, und schmerzlich berührt sein.

Als ich eines Tages nämlich wieder einmal mit dem Auffummeln von Fischkostümen, Chitinpanzern und ähnlichem beschäftigt war, da drängten sich plötzlich Erinnerungen an jene weit zurückliegende Zeit auf, als ich schon einmal mit ähnlichen Problemen konfrontiert gewesen bin – damals allerdings ganz normale Mädchen betreffend.

Nicht weniger fremd wie Sirenen, unterschieden sich diese Wesen von uns Buben ja auf die krasseste mögliche Art und Weise. Zum Glück gab es damals (Mitte der 70er Jahre) aber schon einen Sexualkundeunterricht, der uns mit den wichtigsten Fakten vertraut gemacht hat. So konnten wir etwa anhand von schematischen Zeichnungen Einblick in die unterschiedlichen Genitalapparate nehmen und auf diese Weise die Mechanik der Liebe studieren. Ein Film über eine Geburt, bei der die Kamera gnadenlos und bis zum bitteren Ende zwischen die Beine der Frau gerichtet blieb, hinterließ dagegen Angst und Schrecken: Noch nie zuvor waren wir Dreizehnjährigen soviel Gewalt, Blut und Schmerz begegnet, und es war fast unmöglich eine Verbindung zwischen

dem Gesehenen und den Mädchen herzustellen, die neben uns saßen – diese bezaubernden Engel!

Die Panik in ihren Gesichtern zeigte uns, dass es ihnen auch nicht besser ging als uns. Sex war jedenfalls fürs Erste tabu, sogar die Phantasien darüber.

Einige Zeit später folgten die abenteuerlichen Bildergeschichten im „Bravo“; wir Buben setzten die Aufklärungsarbeit selbständig fort. Doch auch hier: Was wir zu sehen bekamen, das waren verklemmte Versuche dabei locker zu bleiben, die Aufforderung, in jedem Fall vorsichtig zu sein, und in diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine gewaltige Spritze, mit der ein junges Pärchen eine aussichtslose Scheidenspülung durchführte (aber vielleicht täusche ich mich da). Vorsicht, Vorsicht, Vorsicht! Und zärtlich sein, du tust ihr anfangs sicher weh! So ging das über Monate und Jahre.

*

Unter diesen mehr als wackeligen Umständen bin ich dann auf meine erste Sirene gestoßen. Sie war ein Wunder in Blond (die Augenfarbe habe ich vergessen, vermutlich grün), und sie flötete in Tönen, die nur mir gegolten haben.

Sie war gleich alt wie ich, hatte aber schon einige Erfahrungen mit Männern (nicht Buben!) gesammelt: Verglichen mit mir war sie weit über tausend Jahre alt und Profi. Wäre ich damals geübt im Umgang mit Mädchen gewesen, so hätte ich einfach ihr die Verantwortung für mein erstes Mal in die Hände gelegt, und wahrscheinlich wäre dann alles gutgegangen. Aber ein heißer Jungbulle gibt natürlich nicht gerne zu, dass er von Tuten und Blasen keine Ahnung hat und so habe ich mich redlich bemüht, die Führung zu übernehmen.

Ich spreche nicht vom Problem, wie man einer Frau den Pulli über den Kopf zieht, ohne dass man ihre Frisur ruiniert, ich spreche nicht von dem ungeduldierten Auffummeln des BH-Häkchens (bis sie es dann schließlich doch lieber selber macht), nein, von was ich spreche, ist der Akt selbst.

Vorsicht, Vorsicht, Vorsicht!

Bin ich vorsichtig gewesen! Ich wusste, wie sehr ich sie verletzen konnte und die eindringlichen Bilder von dem Aufklärungsfilm waren da eine große Hilfe.

Alles an ihr war höchst empfindlich; weiß der Himmel, was ich mit dem harten Ding zwischen meinen, ihren Beinen alles anrichten konnte, die Verletzungsgefahr war enorm.

Ich habe mich also in höchster Konzentration bemüht, und irgendwann war mein erstes Mal auch schon wieder vorbei. Mit ihren (vermutlich) meergrünen Augen sah sie mich lächelnd an und wuschelte mir den Kopf: „Du bist so zärtlich!“, sagte sie, und ich habe nicht begriffen, was sie damit meinte. Munter plauderte sie anschließend fort und fort, und ich war selig und versank in dem manchmal silberhellen, manchmal tiefkehlige sexy brummen Wohlklang ihrer Stimme. Mein Gott, war sie bezaubernd!

Auch die nächsten Male erklärte sie mir, wie superzärtlich ich sei, und dass sie mich jetzt verlassen müsse. Ich war geschockt, und ich kann mich partout nicht mehr daran erinnern, warum sie das eigentlich musste. Irgendetwas wird sie als Argument ja vorgebracht haben, irgendeinen natürlich läppi-schen Grund, wie könnte es anders sein, aber mir fehlt die Erinnerung daran komplett.

Sehr gut erinnern kann ich mich dagegen, als ich sie bald darauf gesehen habe, wie sie sich fest an die Seite eines Kerls schmiegte, der mir als ein gnadenloser Weiberheld bekannt war. Er war es jetzt also, den sie mit ihren großen Augen angurte, wenn er sie ordentlich hernahm und in seiner Geilheit von einer Bettkante zur anderen trieb! Zärtlich war der ganz bestimmt nicht, und langweilig ist ihr sicher auch nicht mehr gewesen dabei. O hätte sich meine Sirene doch nur klar ausgedrückt, anstatt mich mit ihren Plappereien einzulullen, wie gerne wäre ich ihr hemmungsloser und skrupelloser Artgenosse geworden!

Die Kränkung war riesig. Die Bilder, die ich mir von den beiden im Bett ausmalte, waren schamlos (und ziemlich erregend, ich geb's zu). Die Große Demütigung, so will ich sie nennen, hatte allerdings auch etwas Gutes. Anders als der alte Senator bin ich nämlich nicht bei meiner ersten Sirene hängengeblieben und habe ihr auch nicht in einem völlig verrückten, lebenslangen Asketentum nachweinen müssen, weil ich glaubte, dass nichts Besseres mehr nachkommen würde. Meine Höhepunkte lagen nicht hinter, sie lagen noch vor mir, verteilt auf die nächsten Jahrzehnte. Und wenn ich dereinst vom Dampfer Rex hinunterspringe, dann tauche ich auch nicht bloß nur einer einzigen Erinnerung hinterher.

Um aber die Sache zu Ende zu führen: Meine nächste Sirene hat die erste bei weitem übertroffen! Auch sie war

gleich alt wie ich, auch sie war schon durch etliche Erfahrungen klug und raffiniert geworden, teilte mir ihr Wissen aber mit, ohne dass sie dabei die große Lehrmeisterin gegeben hätte; es geschah auf ganz natürliche Weise.

Und Gott war sie schön! Das Töchterchen aus bestem Hause verbrachte ihre Sommer von Kindesbeinen an auf einer kleinen Mittelmeerinsel unter Pinien, ganz nahe der Brandung. Bis weit in den Winter hinein zeigte sie eine ungewöhnliche Bräune und machte mich verrückt, weil sie immer so gut nach wildem Thymian und Rosmarin roch.

Wir waren jung, wir waren schön, und wir waren sehr verliebt. Die drei Jahre mit ihr gehören zu den glücklichsten meines Lebens. Tief werde ich tauchen, um auch das wiederzufinden.

*Zitiert nach Giuseppe Tomasi di Lampedusa:
Die Sirene. Erzählungen, München 2019 (Piper)
Neu übersetzt von Moshe Kahn*

So erstaunlich (und erschreckend) wie die Sirene, die Sie auf der rechten Seite sehen können, war meine erste natürlich nicht. Dennoch zeigt die anatomische Studie sehr gut, wie verwirrend Frauen auf kreischende, pubertierende Jungs mitunter wirken können. Viele Fragen bleiben offen, Verweise führen ins Nichts; Buchstabensalat.

Die skelettierte Sirene stammt aus der Wunderkammer-Serie von Maria Peters. Wegen ihres biografischen Hintergrunds ist sie ein wichtiger Bestandteil meiner Sammlung.

© Bakay/Peters



AUTORINNEN UND AUTOREN

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Andrea Aschauer

freie Wissenschaftlerin – Europäische Ethnologie/Volkskunde, (fach-) wissenschaftliche Begleitung von Museen und Kulturinstitutionen

Mag. Dr. Gunter Bakay

Ethnologia Europaea, Kulturhistoriker, Autor, Konzeptionen

Mag.^a Simone Gasser MAS

freiberuflich tätige Kunsthistorikerin und Kulturautorin

Sabine Geiger

Kinderbuchautorin, Hobbyschriftstellerin, Mundartdichterin und Dorfbuchredakteurin aus Fiss

Dr.ⁱⁿ Sylvia Hofer MAS

Kulturmanagerin, Koordinatorin der Kulturberichte Südtirol/Tirol

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Michaela Hutz

Ausbildung zur Kindergartenpädagogin, Studium der Erziehungswissenschaft, Obfrau der Leobühne Innsbruck, Kinder- und Jugendspielleiterin, theaterschaffend in Tirol seit 1987

Renate Linser-Sachers

Redakteurin und Journalistin, Mitbegründerin des im deutschsprachig europäischen Raum erscheinenden Fachmagazins WellHotel

Andrea Pancheri

Reproduktionstechnikerin, Historikerin und Numismatikerin

Barbara Randolf

Optikerin, Fotografin und Laienschauspielerin

Mag.^a Claudia Schneider

Studierte in Innsbruck, Wien und Linz Philosophie, Theater-, Film und Medienwissenschaft und Medienkultur- und Kunsttheorien. Sie lebt und schreibt in Wien

Mag.^a Petra Streng

Leiterin Augustinermuseum Rattenberg, Chefredakteurin der Kulturberichte Tirol

Mag.^a Dr.in Christine Riccabona

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsinstitut Brenner-Archiv der Universität Innsbruck

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Verena Zankl

Studium der Germanistik in Innsbruck, freie Lektorin und Literaturwissenschaftlerin

